Berndt Rieger
Nacktbaden
Eine Matti-Mayr-Geschichte

Matti-Mayr-Geschichten

Nacktbaden
Deine Brille ist voller Küsse von mir
California Magic
Der Boyfriend
Der Kuss
Wunderbare Menschen
Der Wintersturm
Der gebrochene Flügel
Ein Tier, gefährlich nur für Mann was ist lasch
Königin der Nacht
Requiem für Daddy

Es war früh am Morgen in Wien, und da es Sonntag war, schien es noch früher zu sein als an anderen Tagen. Es war früh und kühl, sodass man in einer Jacke fröstelte, und der Nebel stand so dicht, dass Hausecken oder Bäume immer nur einzeln auftraten und dabei fremd und außergewöhnlich wirkten. Aber es war nicht wirklich feucht, der Asphalt war hell geblieben, und die Blätter trugen einen schimmernden Hauch von Tau, der nicht zu größeren Tupfen zusammen rinnen würde. Es war Sommer, aber es war kühl, da es seit einigen Tagen geregnet hatte. Frühsommer. Das Tageslicht fiel als eine Ahnung von Blau senkrecht von oben auf den Kopf, weshalb ringsum der Eindruck eines sich auf dem Boden wälzenden Nebels entstand, von dem es später im Wetterbericht heißen würde, er würde sich rasch auflösen.

Sehr romantische Stimmung, oder? Für mich schon. Immer ist es das Wetter gewesen, das mich tief berührt hat. Mit dem Wetter beginnt ein Roman. Und dann stellt sich logischerweise Romantik ein. Was ist das aber, Romantik? Hat etwas mit dem Wetter zu tun. Und dann natürlich auch mit gut aussehenden Menschen. Stellen Sie sich Folgendes vor: Ein Garten, duftend. Der frühe Morgen. Genau dieser Morgen von eben, der mich dazu veranlasst hat, mein Notizbuch hervor zu ziehen und dieses Wetter mit kratzender Feder zu beschreiben. Und nun der Schauplatz: Ein Garten. Im Garten der Blick auf ein Haus. Die Hintertür ist offen, und zwei Menschen stehen dort ganz eng zusammen. Ein Mann, Mantel, Hose und Schuhe, auf denen die Frau, in einem Bademantel, barfüßig steht. Sie steht mit nackten Füßen auf den Schuhen des Mannes. Die Steinstufen sind kalt, und die Fußsohlen krümmen sich auf dem Leder der Halbschuhe wie auf einer Baumrinde. Die Frau klammert sich mit einer Hand an den Nacken des Mannes, um nicht abzurutschen, zugleich aber mit einer innigen Vertrautheit, während er seinen Arm um ihre Taille geschlungen hat und sie an sich drückt, wie um den Bademantel geschlossen zu halten, den sie nur lose ohne Gürtelschnur umgelegt hat, als wolle er dadurch verhindern, dass sich die Bettwärme aus ihrem Körper verliert. Es ist nicht nur die Bettwärme, es ist die Wärme dieser Beiden, die man jetzt spürt. Sie haben Liebe gemacht. Sie haben nebeneinander und miteinander geschlafen. Sie sind verbunden wie ein glückliches Tier mit vier Armen und vier Beinen. Jetzt geht er zur Arbeit. Sie hat ihn zur Hintertür begleitet, er wird durch den Garten über die Heckentür in die Stadt gehen. In der anderen Hand hält die Frau den Schlüsselbund, mit der sie die Hoftür aufgesperrt hat und so küsst sie ihn, einhändig, noch einmal kurz auf seine Schuhe gesprungen, um sich nicht auf dem kalten Stein zu verkühlen, aber auch, als könne er jetzt so mit ihr fortgehen, in der Mitte einer Umarmung.

Einige Stunden später hatte ich ein Buch fertig zu lesen, saß im Kaffeehaus, ging langsam bei gesenktem Kopf durch die Straßen und saß in der U-Bahn oder auf einer Parkbank, bis ich endlich am Ende des Buches angekommen war. Da stellte sich ein anderes Problem: Wohin mit dem Buch? Ich wollte nachher noch ins Kino, und jetzt (es hatte zu nieseln begonnen) wollte ich die Jacke zuknöpfen und die Hände in die Taschen schieben. Das Buch war mir lästig, vor allem, weil ich nicht vor hatte, es mit nach Hause zu nehmen. Ich ließ es also im Restaurant liegen, in dem ich beim Nachtisch noch zur letzten Zeile gekommen war, nach der noch theatralisch „The End“ stand, als würde man nicht selber merken, dass jetzt keine Blätter mehr in dem Buch kamen. Kaum hatte ich das Lokal verlassen, rief der Kellner: „Hallo!“ Er winkte mit dem Buch.

„Danke!“ rief ich und ging auf ihn zu, „das ist sehr aufmerksam von Ihnen.“

„Gern geschehen“, gab er stolz zurück und drehte ab.

Nein, so schnell konnte man es nicht loswerden. Ich legte das Buch beiläufig in der Kärntner Straße auf einen der Terrassentische, die dort wie an allen anderen Sonntagen einsam und verlassen übereinander geschoben unter der hoch gerollten Sonnenplane standen, feucht überglänzt, und steckte dann zufrieden die frei gewordenen Hände ein und ging langsam weiter, bis mir einfiel, dass ich vor Stunden die Kinokarte zwischen die

Buchseiten geklemmt hatte. Und die brauchte ich jetzt dringend. Ich kehrte also um, hoffte, das Buch noch aufzufinden, da lag es, am Umschlag feucht geworden. Ich nahm die Karte heraus und hatte Lust, das Buch jetzt in den Mistkübel zu schmeißen, aber die zahlreichen mit Regenschirmen bewehrten Fußgänger, die sich in ihrer Sonntagsruhe durch den Regen kämpften, hinderten mich daran, denn wer einen Schirm für den Fall, dass es regnet, mitführt, schätzt auch Bücher, das ist ein altes Gesetz, und man hätte mich strafend bei der Aussetzung oder Vernichtung eines Buchs angesehen, da bin ich sicher. Viele Menschen empfinden das so, dass Bücher etwas Heiliges sind, und wenn man eines kauft, übernimmt man eine Verantwortung vergleichbar der, als wenn man eine Frau schwängert und das Kind dann siebzig Jahre später als neunundneunzigjähriger Mummelgreis am Totenbett stehen hat als von einem abhängiges Wesen, weil man sich die ganzen Jahre liebevoll darum gekümmert hat. Deshalb vielleicht ist es so, dass einem der Verkäufer in einem Buchladen gerne an der Kassa zu murmelt: Bis dass der Tod euch scheidet. Oder es scheidet uns ein unter der Last der Jahre und der Bücher zusammenbrechendes Bücherregal, das das Buch dabei dann einfach vor lauter Wut erschlägt, weil es einen lebenslang mit seinem Gewicht gequält hat.

Es begann, während ich mit dem unter die Achsel geklemmten Buch rasch zur Oper weiterging, noch stärker zu regnen, sodass ich froh war, die Rolltreppe zur U-Bahn hinab zu fahren. In der Passage ging ich in einen Zeitschriftenladen, um das Buch dort, wie schon mehrmals zuvor in ähnlichen verzweifelten Situationen, einfach auf das Regal zu stellen. So etwas ist ganz nett. Man kann sich dann ausmalen, dass die Geschichte des Buchs weitergehen wird unabhängig von meiner Geschichte. Jemand anders wird es mitnehmen. Gratis, und lesen, und mit dem, was dieses weise, alte Buch zu bieten hat, ein Leben lang erfüllt sein. Stattdessen, der Laden war so dicht mit Zeitschriften gepackt, dass für Kunden eigentlich kein Platz mehr war, fühlte ich mich genötigt, eine *International Herald Tribune* zu kaufen und rasch wieder zu gehen, und ich ging mit dem Buch unter der Achsel im Versuch, die großformatige Zeitung gleichzeitig aufzuschlagen, relativ langsam Richtung Karlsplatz.

Da kam mir eine Schauspielerin entgegen, deren nacktes im Lehm Wälzen in einer Klagenfurter Fabrikshalle anlässlich einer Martin Kusej-Inszenierung ich in einer Kritik als „kulminierend“ bezeichnet hatte. Ihr Name ist Anastasia Meier. Nicht mit ay, sonder ei, oder, um mit der *Feuerzangenbowle* zu sprechen: Meier mit einem ei. Eins nach dem M und eines vor dem e. Meier.

Stasi, wie sie nicht nur Menschen aus der DDR gerne nennen, erkannte mich sofort und sie konnte auch nicht ausweichen, also musste sie lächeln. „Hallo, wie geht's?“ fragte sie, künstlich lächelnd, „was machst du in Wien?“

„Ich habe ein Buch gelesen, und jetzt gehe ich ins Kino“, sagte ich einfach, „ein spannendes Buch, vielleicht interessierst du dich dafür, es ist unglaublich zynisch. Du magst so was doch, oder?“

„Ah, das wäre nicht schlecht“, sagte sie, nahm das Buch und gab vor, die Rückseite des Umschlags zu lesen, um eine Gedankenpause zu gewinnen. Dann sah sie mich an. Wir sahen einander forschend in die Augen, aber nichts passierte. Sie bedankte sich für das Buch und ging weiter. Das war vorteilhaft für beide. Ich hatte das Buch los bekommen. Und sie mich. Und ich freute mich. Mir ging es wie dem Besitzer eines Hundes, den er irgendwie mag, aber einfach nicht mehr versorgen kann. Das Buch würde es gut bei ihr haben. Stasi war eine Person, die es verstehen würde. Ein unheimlich zynisches Buch. Es erregte mich zu denken, dass sie die Seiten dieses höhnischen Buchs umblättern würde mit ihren dunkel lackierten Fingern. Ich schaute ihr nach. Ihr schleicher Gang faszinierte mich. Ihr dunkles, schulterlanges Haar war hennarot, sie trug eine Lederjacke und Männerschuhe. Aber was war das gerade gewesen, was ich über diesen Sack Reis gelesen hatte, der in China umgefallen war? Unglaublich. Ich entfaltete die Zeitung, stellte mich auf eine weitere Rolltreppe und versank in den Boden mit einem Gefühl zwischen

Bedauern und Erleichterung. Man kann das nicht näher beschreiben. Bedauern, weil ich das plötzliche Bedürfnis verspürte, Anastasias etwas drallen, aber durchaus schlanken Körper zu umarmen. So oder so ähnlich muss das ein Eisenbahnwaggon empfinden, der noch nicht auf Schienen ist und sich gar nicht vorstellen kann, an einen anderen Waggon oder an eine Lokomotive gekoppelt zu werden, aber er fragt sich: Wozu habe ich eigentlich diese riesigen Stoßdämpfer? Für irgendwas müssen die gut sein. Zweifellos: Es war Liebe auf den ersten Blick. Oder – wenn man berücksichtigt, dass ich die Frau schon von der Bühne kannte – auf den ersten privaten Blick. Ich hatte sie noch nie so nah und so duftend erlebt. War das ein raffiniertes Parfüm, das ich an ihr wahrgenommen hatte? Wohl kaum. Man betrachte ihre Kleidung, und dass sie sich vielleicht nicht besonders häufig die Haare wusch. Sie kann nichts dafür, dachte ich, und so ist es am Besten. Sie ist eine Frau mit Haut und Haaren und riecht einfach gut, basta.

Vor kurzem hatte mir ein Freund eine ähnliche Situation bezüglich Liebe auf den ersten Blick geschildert, die sich allerdings in einem steirischen Bergdorf begab. Es gab dort ein Pärchen, tätowiert beide, langes Haar, ungepflegt. Menschen, die im Leben nicht angekommen sind und bereits so alt, dass man vermuten darf, dass sie nie wieder in ihm ankommen werden. Das Gefühl, das dabei entsteht, nennen die einen Midlife-Crisis und die anderen die tickende biologische Uhr. Die Männer sprechen von der Crisis, weil das klingt wie ein schnieker, flacher Sportwagen, den sie da haben. Frauen hören etwas in ihrem Inneren, das ihnen sagt, dass sie keine Kinder mehr kriegen werden, weil sie nicht aufgehört haben, selbst ein Kind zu sein. Im Prinzip aber ist es das Gleiche. Wenn man nicht mehr jung ist, naht die Krise. Und dann begeht man alle möglichen Dummheiten. Nun weiter zu meinem Freund und seiner Bekannten. Sie hatten sich an so einem regnerischen Sonntagnachmittag miteinander verabredet, sie wartete im Gutsgasthof auf ihn, im Vorhaus lümmelnd. Es regnete und mein Freund war mit dem Hund spazieren gegangen, trug einen Hut, Ledergarnitur, recht schnittig, und kam aus dem Nass ins Vorhaus gelaufen, wo sie schon lange gesessen hatte. Eigentlich sahen sie beide recht gut aus an dem Tag. Obwohl sie einander eigentlich gar nicht kannten, und sogar schon mehrmals gleichgültig nebeneinander an einem Tisch gesessen hatten, war plötzlich alles anders zwischen ihnen. Es hatte wohl mit dem Wetter zu tun. Das Wetter schafft romantische Stimmungen. In dem Fall war es Regen. Aber das war gut. Während der Hund aufgeregt an der Frau hoch sprang, während sein Herr die Tropfen vom Hut schüttelte, hätte mein Freund gemerkt, dass ihn die Frau anstarrte, als würde sie sich wundern. Sie hatte auf jemanden gewartet, jetzt war jemand da. Und auch sie erschien ihm unerwartet schön, und eine elektrische Spannung wurde fühlbar. Sie lachten gleichzeitig, ohne zu wissen, warum. Mein Freund fragte: „Kann ich mich zu dir setzen?“ und sank auch schon auf die Steinstufe nieder. Kaum hatten sie allerdings ein paar Sätze gewechselt, verringerte sich das schon, was da eben gewesen war, und konvergierte schließlich gegen Null. Es war so, als hätte ein Scheinwerfer gebrannt, und dann fielen schwere Regentropfen drauf und er zerplatzte. Das Missverständnis, dass sie für einander geschaffen waren, wurde nun deutlich, von meinem Freund noch boshaft grell in seiner Erzählung davon beleuchtet, als er vom Postmodernismus zu fabeln begann. Er sagte, sie sei eine postmoderne Frau gewesen, eine Fülle von Zitaten. Früher einmal wäre so was in einem Guss zu haben gewesen, heute aber gäbe es keine Frauen mehr, nur mehr zusammen gestöpselte Wesen. Schreckliche Meinung, wie ich finde. Und das nur, weil sie davon gesprochen hatte, Kinder haben zu wollen. Ein Kind. Und außerdem habe sie ihm erzählt, dass man bei ihr zu Hause eine Wasserader gefunden habe, die quer über ihr Bett verlief. All das langweilte meinen Freund plötzlich maßlos. Es war ein Nichtverliebtsein auf den ersten Blick, was ihm hier passierte. Erst verliebt, dann eigentlich doch nicht, und man wundert sich, so resümierte er. Man nennt so was Rendezvous, ein Zusammentreffen, wo der Zufall mitspielt und man doch genau das bleibt, was man immer schon war. Ein kosmisches Missgeschick eben, wo die beiden, die da gerade mit den Köpfen

zusammengestoßen sind, fragen: „Hä?“ Und dann geht jeder seiner Wege.

Hatte ich eben so etwas Ähnliches erlebt? Ja, da war eine Schwingung. Man muss sich nicht verabreden, um ein Rendezvous zu haben. Das Stelldichein ist etwas wie gerade das, was ich erlebt hatte. Anastasia, dachte ich. Und so etwas ist doch viel besser, als sich um ein klassisches Rendezvous zu bemühen, oder? Wenn man Rendezvous sagt, kann man darunter auch eine gezielte Verabredung verstehen, das heißt, einen Vertrag, zu einem bestimmten Zeitpunkt etwas gemeinsam zu tun. Da steckt oft harte Arbeit dahinter, eine Planung, die dann in dem Fall, dass es zu einer Beziehung kommt, auch lebenslang mit größter Unerbittlichkeit von einer Seite betrieben werden kann, wo sich der andere dann tausende Male „Hä?“ fragen kann, weil er einfach nicht versteht, was der Partner da von einem will. Warum er einen nicht in Ruhe lässt. Warum er mit einem leben will, warum er mit einem sterben will. Warum er einen umbringen möchte, weil er meint, ohne einen gar nicht leben zu können. Doch der andere, kaum hat er bemerkt, dass er sich in einem getäuscht hat, im Stadium des Nichtverliebtseins auf den ersten Blick, fragt sich zu Recht: Warum will mich der andere umbringen, wenn ich nicht mitmache?

Genug der Überlegungen. Ich ließ die Zeitung sinken, drehte mich um und schaute in einen U-Bahn-Schacht. Es kommt in der Liebe auf die Erwartungshaltung an, dachte ich. Ich begann wieder am Bahnsteig auf und ab zu spazieren, als sich der nahende Zug als Wind bemerkbar machte, der aus dem Schacht auf uns zu heulte. Schon fuhr er aus der Röhre ins Licht. Kurz entschlossen ging ich dann den Bahnsteig hinab an den flirrenden Zugfenstern vorbei und stellte mich neuerlich auf die Rolltreppe, verfolgte den Weg, den die Schauspielerin eingeschlagen haben musste, und fand dann recht bald das Buch in einem Mistkübel, der am oberen Ende der ans Tageslicht führenden Rolltreppe orange lackiert von einer Straßenlaterne hing. Es regnete nun sehr stark, in dicken Tropfen, weshalb das Buch in kürzester Zeit aufgequollen und abgedunkelt war zu einem riechenden Lappen. Gerade erst unter dem Kunststoffdach hervorgetreten, spürte auch ich schon die Regentropfen auf der Kopfhaut. Da lief die Schauspielerin plötzlich an mir vorbei, so nahe, dass ich nur den Arm ausstrecken hätte müssen, um sie aufzuhalten. Sie übersah mich, obwohl es doch normalerweise so ist, dass man einen, den man eben erkannt hat, umso leichter wiedererkennt. Sie stürzte mit von der Nässe verkordeltem, braunrotem Haar und feucht glänzender Lederjacke im Volltempo in den U-Bahn-Schlund hinab, mit offensichtlichem Ziel. Ich drehte neuerlich um, und lief sogar, um sie nicht aus den Augen zu verlieren. Und obwohl ich mich darum bemühte, an diesem Augenblick, diesem Rendezvous, fest zu halten und sie keinesfalls zu verlieren, passierte es mir in dem Saal, von dem aus es zu den Linien geht, fast, dass sie mir entwischte. Ich war schon auf der nächsten Rolltreppe zur U1, als ich sie dann doch zu meiner großen Erleichterung an dem Fahrkartenautomaten sah, um sich ein Ticket zu kaufen, wobei sie, als der Papierstreifen herab gefallen war, wieder zur Passage hoch fuhr und zum langen Bahnsteig der U4 hinüber ging. Ich blieb auf Distanz, und stieg dann, als der Wagen nach Heiligenstadt ein fuhr, an der entlegensten Tür in den Wagen, an dessen anderen Ende sie mir, an eine Stange gelehnt, den Rücken zukehrte. Wollte ich nicht, dass sie mich sah? Hatte ich Angst davor, ihr meine Gefühle zu zeigen? Ja, Gefühle. Ein heißes Gefühl durchfuhr mich, als ich winzig die Spiegelung ihres Gesichts im Fenster der Wagentrennwand sah, ein Gefühl, wie man es sonst nur hat, wenn es um etwas Entscheidendes geht. Es war mir aber nicht klar, ob sie mich auch bemerkt hatte. Am Halt „Landstraße“ sprang sie aus dem Wagen und ging dann, Hände in Jackentaschen, mit dem ihr eigentümlichen, träge schleichenden Schritt Richtung S-Bahn. Zu dem Zeitpunkt schien mir meine Jagd schon etwas fragwürdig geworden, war eine Verfolgung geworden, und mir deshalb peinlich. Ich hatte ja eigentlich vor allem herausfinden wollen, was mit dem Buch geschehen war, redete ich mir ein. Und nun war ich gefangen vom Gesicht

Anastasias. Ich hatte ihr eigentlich nichts zu sagen bis auf die Behauptung, dass wir aus dem gleichen Holz geschnitzt seien. Dieses Bild schoss mir eben in den Kopf, und ich konnte schon ihre Antwort auf diese Behauptung hören: „Ach so? Ist das gut oder schlecht?“

„Du hast Recht, das hilft uns auch nicht weiter. Entschuldige. Auf Wiedersehen.“

Ich beschloss, jetzt umzudrehen, bevor es offiziell peinlich wurde. Ich ging aber dann doch gegen meinen Willen weiter, zur S-Bahn hinab. Sie stand am Gleis 1, reglos, den Blick auf dem Zug, der auf Gleis 2 stand. Er war aus dem Regen gekommen und hatte feucht glänzende Scheiben. Ein schwarz gekleideter Mann saß in einem Fenster inmitten braun gekleideter Menschen. Der Zug war halb voll. Die Menschen warteten sitzend, mit angezogenen Beinen, ausgenommen eine Frau, die zwei Fenster weiter lesend die Beine von sich gestreckt hatte. Da stand der Mann in Schwarz auf, ging zwei Abteile weiter, zögerte am Abteil der Frau, zeigte mit dem Finger auf den Sitzplatz, der der Lesenden gegenüber lag. Ich ging am Bahnsteig vor, um die Szene genauer zu betrachten. Die Lesende zog die Beine an und wollte aufstehen, um dem Mann Platz zu machen. Er sagte nichts, deutete ihr nur in Pantomime an, sitzen zu bleiben, und setzte sich selbst hin. Da hob der Mann fragend den Zeigefinger, wobei die Frau zur Antwort ihren Zeigefinger in die Höhe reckte, dessen Kuppe mit einem Pflaster verklebt war. Der Mann behauchte die Scheibe des Abteifensters und schrieb etwas. Ich trat an den Rand des Bahnsteigs, um die Buchstaben entziffern zu können. Spiegelverkehrt stand da: „Wie?“ Die Frau legte das Buch weg, betrachtete ihren Teil der Scheibe und schrieb: „Messer.“

Sie lächelte, auch etwas schamhaft und scheu im Bewusstsein, dass die anderen Fahrgäste auf das Spiel aufmerksam wurden, das hier begonnen hatte. Und diese Scham verband plötzlich beide, ganz intensiv. Man spürte es direkt, dass sie von nun an zusammengehören würden. Schon weil die anderen so geguckt hatten. Das Motorgeheul des Triebwagens verstärkte sich, die Lautsprecherstimme kündigte die Abfahrt des Zuges von Gleis 2 an.

„Er scheint zu glauben, dass sie taubstumm ist, und umgekehrt“, sagte eine Stimme hinter mir. „Meine Interpretation. Aber ich glaube, die sind beide nur auf ein Spiel aus und können gut hören und reden. Aber wahrscheinlich reden sie dann nur Mist und es wird die Hölle mit ihnen.“

Ich drehte mich um. „Bitte?“ In meinem Rücken fuhr der Zug an, und toste durch die Station ins Freie.

„Die Frage ist die, wie lange das Missverständnis bestehen wird, dass sie sich lieben. Und ob der eigentümliche Reiz dann beibehalten werden kann, wenn sie erst zu reden anfangen“, sagte Anastasia. Sie war es nämlich, die mir gegenüberstand. „Sie wirken verliebt, oder fast verliebt. Meinst du nicht?“

Sie hatte ein spöttisches oder auch verlegenes Grinsen auf dem Gesicht, und wand sich in dieser Verlegenheit, ihre Hände in die Taschen ihrer Jeans geschoben.

„Ja“, sagte ich. Sie blickte zu Boden und erst als sie wieder aufschaute, merkte ich, dass sie wütend war. „Sag einmal, gehst du mir nach?“ fragte sie in einem aufgeregten Ton.

„Nein, nicht direkt“, wehrte ich ab.

„Also nicht.“

Ich sagte nichts.

„Jedenfalls hoffe ich nicht, dass du mir nach spionierst“, sagte sie. „Das kann ich nicht brauchen.“

„Gut“, sagte ich.

„Also dann tschüss“, sagte sie, „nichts für ungut.“

„Ciao“, gab ich zurück, errötend.

Sie marschierte zur Treppe und sprang energisch die Stufen hoch. Ich blieb am Bahnsteig zurück und überlegte mir, wie ich in diese peinliche Situation geraten war. Ich hatte allerdings trotzdem große Lust, ihr weiter zu folgen. Jedenfalls wollte ich nicht mehr ins

Kino. Keine späteren Vorstellungen mehr. Oder sollte ich mich in einem Café noch mal über Zeitungen hermachen? Wer die *International Herald Tribune* gelesen hat, weiß doch schon alles? Der Sack Reis in China war schließlich umgefallen, was sollte jetzt noch kommen? Eigentlich war es Zeit, nach Hause zu fahren. Der Gedanke an die Autobahn mit entgegen-kommenden Scheinwerfern kam mir. Es war schon Sonntagnachmittag, fast Abend. Husch ins Körbchen. Kurz entschlossen ging ich zur Rolltreppe, mich links haltend, um im Mitsteigen die Geschwindigkeit zu beschleunigen. Da sah ich sie stehen, am Treppenkopf, das Gesicht keineswegs freundlich, eher misstrauisch, aber die Augen voll Interesse.

„Hi“, sagte sie, als ich heran kam.

„Etwas vergessen?“ fragte ich.

„Nein.“

Wir traten zur Seite, um andere durch zu lassen.

„Also was?“ fragte ich in einer plötzlichen Fröhlichkeit, weil ich sah, dass sie lächelte. Dass sie auf mich gewartet hatte.

„Darf ich mit ins Kino?“ fragte sie. „Du gehst doch ins Kino, oder?“

„Gern. Später.“

„Was läuft denn?“

„Müssen wir uns noch anschauen“, sagte ich, obwohl ich ja eine Karte für einen Schwarzweißfilm aus den 1930er Jahren in der Tasche hatte. Aber Frauen unter 30 schauen sich nur Farbfilme an. „Komm. Du bist eingeladen.“

Wir gingen raschen Richtung U-Bahn. „Oder was machen wir sonst?“ unterbrach sie das Tempo, und blieb sogar stehen, um meine Antwort abzuwarten.

„Ins Kino oder was immer“, sagte ich. „Wir können auch Kartoffeln schälen. Oder deine Wohnung bunt ausmalen.“

„Kennst du das Café Sperl?“

„Das ist zu weit weg, dafür regnet es zu stark“, gab ich zu bedenken.

„Ja, das stimmt“, sagte sie, und erst als sie betroffen den Kopf senkte, merkte ich, dass man sie rasch entmutigen konnte. Plötzlich hatte sie Lust gehabt. Und nun, ebenso plötzlich, hatte sie keine Lust mehr. Ich schaute auf ihr üppiges Haar, diese hennaroten Locken. Sie war etwas kleiner als ich, aber nicht viel. Eine recht große Frau. Ihre Haut war seidig und hell, fast weiß.

„Du bist der Matti, oder?“

„Und du bist die Stasi. Spricht man das eigentlich Stasi oder Schtasi aus?“

„Sehr witzig.“

„Ins Café Europe kommen wir, ohne nass zu werden“, schlug ich vor.

„Wo ist das?“

„Am Graben.“

„Oder ins Haas-Haus“, sagte sie vage, ohne rechte Lust. Etwas nagte an ihr. Ein Zweifel, vermute ich.

„Was immer“, sagte ich im munteren Tonfall.

„Kennst du das Café Museum?“

Auf dem Weg dorthin fragte sie: „Du bist Journalist, oder?“

„O je“, sagte ich. „Wollen wir darüber reden?“

Wir hatten uns anfangs über das Theater unterhalten, Peymann kauft sich eine Hose und geht mit Barylli essen, Drese, Pluhar, dann über den Literaturbetrieb, Cees Noteboom, Reich-Ranicki, Frankfurter Buchmesse, Nobelpreis, und schließlich darüber, ob schon alles geschrieben sei oder nicht, wobei wir beim Thema „Der Park“ landeten, Botho Strauß, und wenn wir ein Stück schreiben würden, das „Der Park“ hieße, worum würde es dabei gehen. „Um den Irrgarten in Schloss Schönbrunn“, sagte Anastasia.

„Ja, warum?“

„Ein Irrgarten, das ist doch der wirkliche Garten, oder? Das Leben ist ein Irrgarten, und der Irrgarten bildet das Leben ab. Der normale Garten dagegen, sagen wir einmal alles andere in Schönbrunn, der Tiergarten, der französische Park, der englische Park, das sind alles Abbildungen des Paradieses. Das ist zumindest meine Meinung“, sagte Anastasia.

„Gut. Und was ist dann die unberührte Natur? Die Donauauen, beispielsweise.“

„Die Auen“, sagte sie mit einem abwesenden Blick. „Das ist das Schöne an sich“, behauptete ich. „Weil es uns nicht gehört. Wir können nicht überall unsere Finger drin haben.“

„Das ist nicht das Paradies“, sagte sie. „Dort sind wir nichts. In der wilden Natur sind wir Tiere. Das ist erniedrigend, gewissermaßen. Aber ich möchte lieber ein Tier sein und frei als ein Mensch in einem Park oder Paradies, da hast du Recht.“

„Und was bist du dann, Anastasia? Bist du Eva oder eher ein Tier, von dem man nicht genau sagen kann, was es ist?“

„Ich bin eine Schauspielerin. Ich kann ein Tier spielen und einen Menschen.“

„Aber du spielst nur?“

„Ja, ich spiele.“

In der Passage zur Secession schilderte sie mir den Beginn einer Begegnung mit einem anderen Mann: „Er war so süß, ich wollte ihn angreifen und fragte deshalb: Darf ich dir aus der Hand lesen? Ich nahm seinen Handteller, zeichnete mit dem Finger Linien nach und erfand etwas dazu. Als ich fertig war, fragte er: Darf ich dafür deine Fußsohlen lesen? Also ließ ich seine Hand los und zog mir die Schuhe aus. Es war herrlich.“

Wir kamen in das Café und bestellten Tee. Unser gesamtes Gespräch war nur Vorspiel gewesen, wie mir schien. Woher hatte ich diesen Eindruck? Ich kann es nicht sagen. Es hatte wohl mit dem Blick zu tun, den sie mir immer wieder einmal zuwarf, während sie darauf wartete, dass der Tee kälter wurde. Dann fragte sie: „Weißt du eigentlich, dass du wie der Freddie Mercury aussiehst?“

„Du meinst der von Queen?“

„Ja. Ohne Schnurrbart. Aber er hat dieses Lächeln.“

„Na ja. Ich bin nicht schwul“, verteidigte ich mich.

„Und wenn? Du darfst doch schwul sein. Wenn du schwul bist, dann steh doch dazu.“

„Aber ich bin nicht schwul.“

„Das würdest du auch sagen, wenn du nicht dazu stehen würdest, weißt du das?“

„Und wenn ich es nicht bin?“

„Vielleicht solltest du dir einen Schnurrbart stehen lassen. Als coming out. Ich finde, du solltest dazu stehen. Lass es raus, Matti.“

„Aber ich bin nicht schwul.“

„Hör endlich damit auf“, sagte sie, von diesem Wortwechsel höchst amüsiert, und lachte laut auf.

Ich rührte in meinem Kaffee, obwohl gar kein Zucker drin war. Vor lauter besinnungsloser Wut wahrscheinlich. Ich bin nicht schwul, dachte ich.

Als ich wieder aufblickte, merkte ich, dass sie mich ernst an sah. „Ich habe eine Verabredung“, sagte sie unvermittelt, „aber ich weiß nicht, ob ich hingehen soll. Das heißt, ich hatte eine Verabredung, bin aber nicht hingegangen. Mein Gott, das klingt furchtbar kompliziert. Oder?“

„Nein, im Gegenteil“, sagte ich, und fand die Tropfenbahnen schön, die im Gegenlicht auf der Fensterscheibe aufleuchteten, und sich durch undurchsichtige Mechanismen aufteilten wie Blitzfahnen. Das Gespräch lief jetzt eher in eine üble Richtung, und ich wusste nicht, wie ich da schnell wieder raus kommen konnte.

„Er bedeutet für mich wahnsinnig viel“, fuhr sie fort, „und ich glaube auch, dass er noch dort ist und auf mich wartet. Es wäre ihm zuzutrauen. Er spürt wie ich, dass er nicht

weggehen darf. Geht er erst, ist alles vorbei. Na ja, nicht vorbei, aber es wäre etwas anderes. Er ist sehr ...“

Sie zögerte.

„Sensibel?“ assistierte ich.

Sie schaute mich an, irritiert.

„Musiker?“ fragte ich weiter.

„Warum Musiker?“

„Sensibel sind Musiker, oder?“

Sie rührte in ihrem Tee. „Das sind Arschlochfragen“, sagte sie dann.

„Aber ich stelle doch gar keine Fragen, weil mich das Thema auch nicht interessiert.“

„Aids ist ansteckend?“ fragte sie unvermittelt, „ich meine, es ist eine Infektionskrankheit, Homosexuelle, Fixer, Bluter, alles klar, aber mir ist nicht genau klar, wie ansteckend, Matti. Stimmt es zum Beispiel, dass es im Schweiß übertragen werden kann? Mit Samen ja, deshalb auch das Kondom. Aber wenn man kein Kondom verwendet, ich meine, wie ansteckend ist es wirklich?“

„Keine Ahnung. Müsste man seinen Hausarzt fragen. Oder einen Hautarzt. Einen Sexualarzt. Einen Ansteckungsarzt, vielleicht“, blödelte ich, um mir die Zeit zu vertreiben.

„Aber Ihr schreibt doch dauernd darüber“, sagte sie in einem drängenden Tonfall. „Du müsstest doch wissen, worüber Ihr schreibt. Man liest doch überhaupt nichts anderes mehr. Eben denkt man noch, man fickt sich das Hirn raus und darf das auch. Und dann ...“

„Man sollte ein Kondom verwenden“, sagte ich.

„Ich weiß. Ich-habe-Aids, du-hast-Aids“, intonierte sie mit tiefer Stimme, und lachte nervös auf.

„Es wartet also jemand auf dich“, sagte ich, „steht an einem Brunnen, schaut auf die Uhr und hat Aids?“

„Es sieht fast so aus“, sagte sie und schaute mich an, wobei ihr Kopf am Nacken zitterte, und darauf zitterten die Lippen. Ich ließ meinen Blick ins Lokal abschweifen. Stimmenlärm, Zigarettenrauch, und das Blitzen irgendwelcher Oberflächen. Sie stützte die Stirn auf die Handballen und schluchzte plötzlich auf. Ich wusste nicht, ob das von einer Technik beeinflusst wurde, die sie auf der Schauspielschule gelernt hatte, aber es wirkte jedenfalls echt.

Ich schob den Kaffee weg. Sie schnäuzte sich.

„Entschuldige“, sagte sie lächelnd, „ich habe eine solche Wut, und wenn ich wütend werde, weine ich. Aber ich kann gar nicht weinen, außer über irgendwelchen Kitsch.“

Sie schnäuzte sich noch einmal, blies ausgiebig in ihr Taschentuch. „Es ist wie mit Simmel“, sagte sie, „immer wenn ich lache, muss ich weinen.“

Ich lachte dazu, weil ich Johannes Mario Simmel auch so bescheuert fand, der wahrscheinlich gerade in dem Augenblick irgendwo in unserer Nähe saß in einer Wiener Altbauwohnung, und sich die Finger wund tippte an einem neuen Bestseller. Vielleicht würde dieser dann heißen: „Immer wenn ich Aids habe, muss ich dich lieben. Oder: Mit den Clowns kamen die Kaposis. Anastasia lachte auch, wahrscheinlich aus dem gleichen Grund. Ich hörte dann aber auch wieder zu lachen auf, als ihre Lippen sich verzogen unter einer rätselhaften Anspannung. „Das klingt wie eine ziemlich konfuse Geschichte“, sagte ich, um abzulenken. „Du hattest heute eine Verabredung ...“

„Ich habe sie noch.“

„Okay, und der Mann hat Aids. Sicher?“

„Ziemlich sicher.“

„Woher weißt du das?“

„Ich weiß es.“

„Und wo liegt das Problem?“

„Das Problem liegt darin, dass ich ihn liebe, und dass ich heute mit ihm ins Bett gehen werde, das heißt, sofern ich hin gehe.“

Ich fasste in meine Jacke und zog einen Kugelschreiber heraus. „Don't leave home without it“, sagte ich und legte ihn ihr hin.

„Oh, das ist ja gar kein Kondom“, rief sie aus. „Hast du welche?“

„Kondome? Nein. Ich bringe dir eines aus der Toilette mit. Gibt es überhaupt Einzelpackungen? Ich weiß so was gar nicht. Ich bin eher ein Non-Kondomist.“

„Ich will keines“, sagte sie streng, „ich möchte nur wissen, ob du welche hast.“

„Ich habe keines dabei, aber wie gesagt, die Toilette hat welche“, sagte ich.

„Holst du eines?“

„Warum nur eines?“ fragte ich zurück.

Sie stand auf. „Ich muss mal.“

Erst jetzt fiel mir das enervierende Geschwätz am Nebentisch auf. Ein Mann, ihm gegenüber eine Frau, die gar nichts sagte, sondern dazu eine Orange in Händen drehte. Der Mann mit dem sie da war, beschränkte sich darauf, sie zwischendurch um Zustimmung an zu blicken bezüglich der Worte, die er absonderte. Dass sie ihn aber gar nicht zustimmend betrachtete, schien ihm mittlerweile gar nicht mehr aufzufallen.

Wahrscheinlich ging das schon seit vielen Jahren so. Aber sie war immer noch da und guckte ihn an, missbilligend, während er immer noch das Gleiche redete. Ich stellte mir ihre Gräber vor: Nebeneinander. Auf ihrem Grab lag eine Orange. Und auf seinem eine Zahnprothese, die immer wieder einmal klapperte.

Doch nein, manchmal schaute sie seitwärts zu einem anderen Tisch hin, wo ein weiterer Mann und eine Frau saßen, in englischsprachige Zeitungen vertieft, sehr lobenswert.

Englisch ist eine wichtige Sprache. Die erste Frau warf die Orange kurz hoch, um den Blick des zweiten Mannes zu fangen, der auch tatsächlich kurz hinsah. Der erste Mann dröhnte irgend etwas von Eismeer, Babyrobber und Tankerunglücken, kein unsympathischer Mann, politisch korrekt, aber mit einer kleinlichen Stimme, fast wie die eines Bauchredners, während der zweite Mann zu lesen aufgehört hatte und die erste Frau anstarrte. Sie hörte auf, mit der Orange zu spielen und schaute einfach zurück.

Ich überlegte mir, was Anastasia auf der Toilette machte. Pinkelte sie nur? Nein. Sie stand vor dem Spiegel. Es konnte nicht anders sein bei einer Schauspielerin. Wie ging die Sache am Nebentisch weiter? Der zweite Mann legte die Zeitung weg und streckte die Arme aus. Die erste Frau, ohne zu zögern, warf die Orange so heftig in seine Richtung, dass sie zwischen seine Hände durch schoss, ihm klatschend gegen die Stirn prallte und zu Boden polterte. Der erste Mann redete nicht mehr weiter, und auch die zweite Frau hatte zu lesen aufgehört, auch einige andere, mich eingeschlossen, beobachteten reglos das Geschehen. Der zweite Mann hatte einen roten Fleck auf der Stirn und ein verlegenes Grinsen um den Mund. Er stand auf, um die Orange aufzuheben. Dann setzte er sich wieder hin und warf die Frucht der ersten Frau zurück, und das durchaus geschickt, in einem wohl berechneten Bogen, wie ein Basketballspieler, und sie fing die Orange auch an der Brust und lächelte.

Würde ich heute Abend mit Anastasia ins Bett gehen? Ich spürte da etwas, das sich aufbaute. Sie hatte eine Kraft in sich, von der es heißt, dass es die stärksten Männer zu Memmen macht. Sie konnte verführen. Wie sie das machte? Sie sah einfach gut aus. Sie hatte ein Mienenspiel, das man gerne betrachtete. Etwas Zartes war da, aber auch etwas Entschlossenes. Sie hatte schöne Augen, beziehungsweise was Schönes darum herum, was diese Augen so schön machte.

Ihr Blick ...

Wieder hielt der zweite Mann die Hände auf. „Ich kann nicht“, rief die erste Frau von Tisch zu Tisch, weil sie es sich nicht mehr zutraute, Orangen zu werfen. Sie war in einer Beziehung gefangen, in der sie nichts anderes tun musste, als zuhören. Aber sie wollte Orangen werfen. Ja, das war es. Ihr Mann und die Frau des anderen, beide unangenehm berührt von den Vorgängen und vor allem von der Tatsache, dass sie von den

Orangenwerfern ignoriert wurden, waren doch zu neugierig, wie es weitergehen würde, um das Spiel zu unterbrechen, und schauten beide zu. Die erste Frau holte aus und stieß die Orange neuerdings Richtung zweiter Mann, zu locker und zu flach, sie schlug auf der Tischplatte auf, zertrümmerte die Teeschale des zweiten Mannes, er wurde von heißem Wasser übergossen. Kein allgemeiner Aufruhr ging durch das Lokal, aber den Einzelnen war der Vorfall fast ausnahmslos aufgefallen, wodurch sie zwar die Lautstärke kaum verringerten, aber es war ein allgemeines Starren.

Ja, es war Sendepause in dem Lokal. Eine der Menschen, die von ihr ergriffen wurden, war Anastasia, die Schauspielerin. Zurückgekehrt von der Toilette war sie am Zigarettenautomaten stehen geblieben, um sich den Verlauf des Spiels anzusehen. Als wäre die Orange ein sehr kräftiges Symbol für alles, was auch uns an diesem Abend bewegen würde. Als jetzt die erste Frau, die sofort aufgesprungen war, um dem zweiten Mann, der ebenfalls stand, mit einer Serviette auf der Hose herum zu putzen, kam die Schauspielerin dann doch wieder an den Tisch, geschminkte Lippen, rauchend. Blieb vor mir stehen. Ich tat, als würde ich sie nicht sehen, und beobachtete den ersten Mann und die zweite Frau, die wie ich reglos sitzen geblieben waren.

Anastasia war so lange ausgeblieben, dass ich sie dafür strafen wollte. Mit Missachtung, was für Schauspielerinnen besonders unangenehm ist. Sie merkte es. Es gefiel ihr nicht. Sie ließ sich auf den Sessel fallen und beobachtete dann den zweiten Mann und die erste Frau, die unter den kalten Blicken ihrer bisherigen Partner in trauter wortloser Gemeinsamkeit aufbrachen, wobei sie ihm in die Jacke helfen wollte, er aber spielerisch den Kopf in ein Armloch steckte und sich dann blind mit dem Ärmel wie mit einem Rüssel Richtung Tür vor tastete.

„Herrlicher Trottel“, sagte Anastasia, die ihn die ganze Zeit beobachtet hatte.

„Was machst du eigentlich in Wien, Stasi?“ fragte ich.

„Ich spiele derzeit nicht“, sagte sie, „eine alte Rolle, ich kann sie im Schlaf. Ich bin arbeitslos. Sozialhilfe.“

Sie trank das Glas Tee, das sie bis jetzt nicht angerührt hatte, in einem Zug aus.

Ich fragte weiter: „Wo waren wir stehen geblieben?“

„Bei Kondomen“, sagte sie. „Die wir beide nicht mögen.“

„Ach so, beide?“ fragte ich. „Ich sagte, ich bin kein Kondomist. Aber ich verwende Kondome.“

„Na ja, das ist klar, in deinen Kreisen geht es gar nicht anders.“

„In welchen Kreisen, verdammt noch mal?“

„Tu nicht so, Matti. Ich weiß doch, dass du schwach wirst, wenn du so einen Mann siehst.“

„Wen?“

„Den mit der Orange. Ich habe doch gesehen, wie du den angestarrt hast.“

„Ich bin nicht schwul“, sagte ich.

„Es macht mir nichts aus“, gab sie zurück. „Meine besten Freunde sind schwul.“

„Wenn ich einen liebe, dann möchte ich ihm nah sein“, fuhr sie nach einer Gesprächspause fort, „wenn ich nur geil bin, dann kann ich ja masturbieren. Oder?“

„Du meinst also, wenn dein Partner Aids hat, dann soll er dich eben infizieren, es ist sein gutes Recht?“

„Ich weiß nicht, was ich meine“, gestand sie in einem ungerührten Ton.

„Möchten Sie noch etwas bestellen?“ fragte der Kellner dazwischen.

Er trug einen Smoking. Die Schauspielerin begann nervös zu lachen. Ich weiß nicht warum, vielleicht, weil er sie an etwas erinnerte. Zumindest lag in ihrem Blick etwas von Storch.

„Einen kleinen Braunen“, sagte ich. Er verbeugte sich und ging.

Sie fuhr fort: „Ich meine nur, man sollte sich nicht scheuen, dem, den man liebt, die Zunge hinein zu schieben. Wohin auch immer. Das ist alles, was ich meine. Und was meinst du?“

„Ja, dafür bin ich auch“, sagte ich. „Schieben. Gibst du mir eine Zigarette?“

Sie schaute mich prüfend an. Ich nahm die Packung, zog einen Glimmstengel heraus und zündete ihn an.

„Soll ich hingehen?“ fragte sie.

„Geh nach Hause und nimm ein heißes Bad“, sagte ich, „mein Vorschlag.“

Ich schaute auf die Tischplatte und überlegte, ob ich heimfahren sollte. Es war spät am Abend, ich wusste es, ohne auf die Uhr zu schauen. Aber obwohl ich es wusste, war die Versuchung, auf die Uhr zu schauen, groß.

„Ich habe keine übertriebenen Erwartungen“, fuhr sie fort, „wir treffen uns, reden eine Stunde in einem Lokal, und dann findet sich vielleicht ein Grund, nicht gemeinsam weg zu gehen. Es ist nur so, ich habe das Gefühl, wenn ich nicht hingehere, etwas zu verlieren, unwiderruflich zu verlieren. Nichts so Außergewöhnliches, ich halte mich nicht für so etwas Besonderes. Ich glaube nicht an die große Liebe. Aber das was wir haben, das wird absterben. Verstehst du?“

„Ja.“

„Kannst du mir einen Gefallen tun?“

Ich blickte hoch. Es war unangenehm, daneben zu sitzen, während sie kreiste. Immer wieder kreiste und kreiste und kreiste wie das nur Frauen können. Vielleicht war ich doch schwul?

„Kannst du mitgehen?“

Ich lachte auf. „Wenn es sein muss. Aber an der Tür zur Schlafkammer ist Schluss.“

„Ich meine es ernst. Du könntest hingehen und ihm sagen, dass ich nicht komme. Dass ich mich getäuscht habe.“

„Inwiefern?“

„Wie bitte?“

„Inwiefern hast du dich getäuscht?“

„Sag ihm, dass er mit mir tun kann, was er will. Sag ihm, dass ich ihm ausgeliefert bin. Aber dass diese Geschichte ein Irrtum ist, und keiner kann das ändern.“

„Kenne ich ihn?“

„Wie bitte?“

„Kenne ich ihn? Ist er ein Bekannter von mir?“

„Er ist schon bekannt, aber ich glaube nicht, dass du ihn kennst.“

„Wie sieht er aus?“

„Sehr gut gekleidet.“

„Groß?“

„Ja.“

„Blond?“

„Nein, Idiot. Du wirst ihn erkennen, wenn du ihn siehst. Sag ihm, dass ich nicht komme, und wenn er fragt, warum nicht, dann sag ihm, weil ich ihm sonst ausgeliefert wäre.“

„Seltsame Frau“, bemerkte ich.

Sie wich meinem Blick aus. „Findest du?“

Sie zitterte, wie unter einer plötzlichen Gänsehaut.

„Wo habt ihr euch verabredet?“

„An der Gloriette.“

„Schönbrunn? Um die Zeit? Vergiss es. Der Park hat doch zu.“

„Die U4 fährt dich vor die Tür. Dann noch zehn Minuten durch den Park. Die Seiteneingänge sind auch nachts geöffnet. Du würdest doch gern etwas über einen Park schreiben. Einen Menschenpark. Du bist doch der Botho Strauss der nächsten Generation.“

„Aber nicht Schönbrunn. Das ist kein Park, das ist ein Mahnmal, und kein Menschenpark. Außerdem habe ich keinen Schirm und es regnet.“

„Schirme kann man klauen“, sagte sie.

„Ich habe keine Lust dazu.“

„Es gibt nichts Gutes, außer man tut es.“

„Komisch.“

„Was ist komisch?“

„Ich habe wirklich Lust, hinzugehen. Weil ich so gar keine Lust darauf habe. Glaubst du, er ist noch da?“

„Ich weiß es“, meinte sie.

„Und ich sag: Servus, du, die ausgelieferte Frau kannst du vergessen. Sie kommt nicht, obwohl sie dir verfallen ist. Aber ich bin da. Aber ich will von dir auch nichts. Pfui, weg, du Unhold. - Nein, Unhold ist nicht gut. Ich bin ja schwul. Vielleicht sollte ich Schatz sagen.“

„Sag ihm, ich bäte ihn um Gnade.“

„Du meinst, um Verzeihung.“

„Versuch, mit ihm das Ganze ins Lächerliche zu ziehen.“

„Das wird mir nicht schwer fallen.“

„Sag ihm irgendwas. Improvisiere einfach. Du kannst das doch. Sag ihm: Eigentlich ein Wahnsinn, hier im Regen zu stehen, zwei Fremde. Es gibt keine Verbindungen zwischen den Menschen, nur idiotische Ähnlichkeiten. Und damit muss man sich eben abfinden, und servus, ich war der Matti.“

„Und idiotische Verschiedenheiten.“

„Oder so etwas.“

„Okay. Und wenn er dir etwas ausrichten lässt?“

„Das wird nicht gehen, weil ich nicht da sein werde.“

„Nicht da sein heißt?“

„Nicht erreichbar.“

„Das heißt, ich sehe dich nicht mehr?“

„Nein.“

„Warum nicht?“

„Weil ich dich nicht mehr sehen will, wenn du erst einmal mit ihm gesprochen hast. Verstehst du das nicht?“

„Nein. Warum willst du mich nicht mehr sehen? Das macht doch keinen Sinn.“

„Warum? Darum. Ich könnte es nicht ertragen.“

„Das heißt, er wird mir von dir erzählen.“

„Das ist möglich.“

„Er wird mir sagen, wie lausig du im Bett bist und welche fiese Charakter du haben, ja?“

„Ich glaube nicht, dass er sagen wird, ich wäre lausig im Bett. Aber du kannst das nicht verstehen, Matti, was ich da drauf habe, im Bett. Versteh ich. Stell dir vor, ich wäre so einer wie Richard Gere.“

„Und?“

„Richard Gere im Bett. Das bin ich, Matti. Stell dir das so vor, und du wirst verstehen, was ich meine.“

„Angenommen, ich würde nicht hingehen, was wäre dann? Würdest du dann noch da sein, wenn ich zurück komme?“

„Dann könnten wir uns wieder sehen, nehme ich an. Ja, gut. Warum nicht? Wenn du gerade in der Stadt bist, gehen wir auf einen Kaffee.“

Ich ging auf die Toilette, um über all das nachzudenken. Auf der Mauer stand: „Suck cock“. Das half mir momentan nicht weiter. Ich wusch mir das Gesicht und feuchtete meine Haare an, um sie in eine Linie zu bringen. Ich grinste in den Spiegel. „Zwanzig Zwerge machen Handstand, zehn im Wandschrank, zehn am Sandstrand“, sagte ich ins Glas, dann ging ich pfeifend aus der gekachelten Halle.

Anastasia saß mit überschlagenen Beinen da, als ich zurück kam, und blätterte in einer Zeitschrift. Erwartungsvoll: „Also, machst du's?“

Ich setzte mich in und streckte die Beine aus. „Ich kann es nicht erwarten“, sagte ich, „dich nie wiederzusehen.“

Was war da plötzlich in mich gefahren? Ich merkte es selbst, dass mir etwas herausgeplatzt war, was ich so nicht meinte. Etwas Ernstes. Und auch Unangenehmes. Ein Rülpsen des Charakters, gewissermaßen. Anastasias Gesicht, bis jetzt scherzend, wurde ausdruckslos. Und dann stand sie einfach abrupt auf.

„Wo gehst du hin?“ fragte ich.

„Du bezahlst, oder?“

„Ja.“

„Danke.“

Sie stand schon am Garderobenständer und zog ihre Jacke über. Der Ober, der ihren Weggang beobachtet hatte, kam an den Tisch. „Sie möchten zahlen?“

Ich sah die Schauspielerin schemenhaft durch die beschlagene Scheibe über die Straße gehen, ganz langsam im Regen, schleichend die Hände in die Taschen geschoben.

„Tee“, sagte ich.

„Einen Schwarztee mit Zitrone“, präzisierte der Ober. „Zucker?“

„Ja“, sagte ich, durch die Frage von einer plötzlichen Lachlust erfüllt. Ich fand alles sehr komisch. Ihn, sie, und die ganze Situation.

„Einen großen Braunen und einen kleinen Braunen“, fuhr er fort. „Haben Sie den Löffel verwendet?“ fragte er weiter.

Ich grinste nur, weil ich ihn so amüsant fand. „Zum Umrühren“, sagte ich, „das stimmt. Anderweitig nicht.“

„Im Uhrzeigersinn oder gegen?“ lächelte er zurück, denn er verstand eine Verarsche, wenn sie ihm begegnete, und konnte mithalten.

„Im.“

„Zweimal Löffel im“, meinte er.

„Und einmal Sesselreiten“, fügte ich an.

„Ungezogen, mein Herr. Sehr ungezogen. Das macht 115 Schilling, bitte sehr.“

„120.“

„Danke. Ich habe Sie schon den ganzen Abend beobachtet“, fuhr der Ober dann mit einer großen Vertraulichkeit fort, „anfangs war Ihr Gesicht so fremd, ich hatte noch nie ein Gesicht wie Ihres gesehen, aber jetzt halte ich es für ein schönes Gesicht.“

„Und Sie haben schöne Hände“, sagte ich zu dem Kellner. „Sagen Sie: Halten Sie mich für schwul?“

„Nein, keineswegs.“

„Nicht?“

„Ich würde nicht glauben, dass Sie schwul sind, aber wenn Sie es wären, dann wären Sie sehr attraktiv für Männer dieser Ausrichtung. Sehr attraktiv.“

„Sie finden, ich sehe schwul aus?“

Er nickte.

„Warum? Was ist das? Meine Ausstrahlung?“

„Sie sehen aus wie Freddie Mercury ohne die Klamotten, wenn ich ehrlich bin.“

„Und ohne Schnurrbart, oder?“

„Das ist ein kleines Detail.“

„Ich finde, ich sehe überhaupt nicht aus wie Freddie Mercury“, widersprach ich. „Ich meine, die Musik, die er macht, ist okay. Aber ich bin kein Fan.“

„Das wäre ja komisch, wenn Sie ein Fan von sich selbst wären, Herr Mercury“, sagte er und lächelte fein. Dann warf er einen Blick auf die Straße und bemerkte: „Ihre Freundin sitzt jeden Abend auf diesem Stuhl. Und sie geht immer als erste. Sie hat einen großen Bekanntenkreis. Wie Sie, nehme ich an.“

Ich sagte nichts dazu.

„Zahlen bitte!“ rief jemand, aber der Kellner ließ es sich nicht anmerken, dass es ihm galt.

„Manchmal kommt es mir so vor“, fuhr er fort, „als hätte jeder nur eine Geschichte, und die erzählt er so lange, bis sie nicht mehr gefällt. Wenn sie ihre Geschichte erzählt hat, geht sie immer, und die Herren zahlen.“

„Und was kommt dann?“ fragte ich.

„Je nachdem“, sagte er, „man kann sich auch selbst überholen.“

Er ging einige Tische weiter und zückte den Kassablock. Ich stand auf, zog einen Schirm aus dem Ständer, spannte ihn auf, schlug den Jackenkragen hoch und trat ins Freie. Der Regen hatte etwas nachgelassen, es war Nacht und ein kalter Wind strich um die Gebäudeblöcke. Ich schaute durch das Fenster ins Café und bemerkte den Kellner, der jetzt an der Mauer hinter der Kassa lehnte und sich leicht, mit einem feinsinnigen Lächeln, verbeugte. War er schwul?

Ich stieg zur U-Bahn hinab, marschierte zum langen Bahnsteig der U4 und wartete, langsam auf und ab gehend, als wollte ich mit meinen Schritten eine Gefängniszelle ausmessen. Jemand piffte eine Melodie von Bach und ich war durch dieses hohle Pfeifen plötzlich an mich selbst erinnert, manchmal, beim Spazieren. So piffte eigentlich ich immer. Wer war es nun, der hier meine Rolle spielte? Ich schaute mich um. Ein Mann in einem Staubmantel kam munter eine Treppe herab gelaufen, piffte, und schritt am Bahnsteig aus. Versuchsweise piffte ich, da es sich um eine Fuge handelte, die gleiche Melodie zeitversetzt, kontrapunktierte spontan mit ihm, und klopfte mit der Schirmspitze Takt. Der Mann ging die ganze Länge der Station durch und verschwand dann in der Tür zur Karlsplatzpassage. Ich piffte und klopfte weiter, im Rauschen des einfahrenden Zugs Richtung Heiligenstadt, als mir auffiel, dass jemand mit mir piffte, eine Terz höher. Ich schaute mich unter den Wartenden, die zum Großteil betreten weg sahen, um, da drehte sich eine magere Frau im Eingang des U-Bahn-Wagens um, asiatischen Ursprungs, Geigenkasten, dick ver mummt, mit einem drolligen, pfeifenden Gesicht. Sie zwinkerte mir zu und piffte, das sah drollig aus.

„Zug fährt.“

Die Türen knallten zu, die Frau hob die Hand und glitt im Zug aus der Station. Ich war dem anfahren den Zug einige Schritte nachgegangen, winkte, indem ich die Faust öffnete und schloss, um sie zu verabschieden. Auch das wäre ein Rendezvous gewesen. Sie piffte ihr Leben lang gemeinsam, wäre dann auf dem Grabstein zu lesen gewesen. Und zuletzt aus dem letzten Loch. Ich fühlte mich gut, da ich eine Verabredung hatte, wollte sie jedoch ein bisschen hinaus zögern, spielte mit dem Gedanken, weiter zu pfeifen und dabei einen Zug zu versäumen. Als er dann aber doch überraschend schnell ein fuhr, ließ ich die Tür unternehmerisch aufschnappen und schwang spielerisch um die Haltestange, hatte gar keine Lust, mich hinzusetzen. Der Wagen war zufällig leer, und in den nachfolgenden Stationen gab es nur vereinzelt welche, die ausstiegen, niemanden, der wartete, um Richtung Hütteldorf mitgenommen zu werden. Nach der verschnörkelten U-Bahn-Station „Schönbrunn“ mit dem obligaten Zeitungsverkäufer betrachtete ich den Schatten des gestohlenen Regenschirms auf dem Pflaster und den Betonkanal mit dem schäumenden Wasser des Wienflusses. Das Schloss stand lang gezogen, orange angestrahlt und leer neben der Verkehrsstraße, auf der nur ganz manchmal Wagen durch kamen. Parallel dazu der Lichtwurm des Zugs, kriechend in lautlose Ferne.

Wie ging es weiter? Natürlich war hier alles von Menschen verlassen. Nachts wird der Menschenpark wieder zum Park, dachte ich. Ich kletterte über das schwarz lackierte schmiedeiserne Tor des Seiteneingangs, das im Blickschatten einer Gaststätte lag und tauchte im Bereich des Irrgartens in eine der schrägen Sternbahnen ein, die an den Dünghügeln vorbei führten. Nun wurde die Sicht auf die Gloriette frei, wenn auch verschwommen. Der Regen trommelte auf das Schirmdach, und es herrschte gerade genug Wind, um meine Schuhe und den Unterteil der Hosenröhren zu nassen. Dann kam die schiefe Ebene, die ganz zuletzt recht steil und schnurgerade auf die Spitze des Hügels

führte, ein knirschender Kiesweg. Wenn man hier oben war, sah man zurück auf das lange, prächtige Schloss. Der Stein der Gloriette selbst war angestrahlt, das Licht orange, und das Nass, von Simsen triefend, erzeugte ein lautes, Schrittgeräusche und Atemzüge überdeckendes Pritscheln und Rauschen. Eine Ebene tiefer schäumte der Teich im Steinbecken. Ich ging die ganze Fläche da oben ab, stellte mich dann auf ein überdachtes Podest, spannte den Schirm ab und wartete. Dass ich niemanden hier vorgefunden hatte, überraschte mich nicht wirklich. Stattdessen stellte ich mir die Schauspielerin vor, die in eine Toga eingehüllt über den Rasen schreiten würde, barfuß, in einer einstudierten Rolle. Ich hätte ihr zugetraut, dass sie mich hier mit großem Pomp erwartete. Einfach zu ihr zu fahren und mit ihr ins Bett zu kuscheln war ihr sicherlich zu einfach. Sie musste ihren Auftritt haben, immer und überall. Ich fröstelte, es war kalt, und ich wusste nicht, ob sie kommen würde. Dann die Vorstellung eines Transistorradios, das irgendwo zwischen den Mauern zu spielen beginnen würde, und sie, zurück gelehnt und in der Rolle eines geilen Zombies, beispielsweise, tanzte. Ich sah auf die Uhr. Kurz nach halb zwölf. Zwischen den blendenden Scheinwerfern sah man die Stadt, lichtflirrend, von Nebelschleiern verwaschen unter den tief hängenden Wolken, die das Licht aufsaugten, zerstreuten, illuminiert wurden. Jetzt hieß es warten. Ich überlegte mir, was jetzt kommen würde. Ich begann das Minutenspiel, das heißt, auf dem Sims von einem Ende des Bauwerks zum anderen so langsam zu gehen, dass jede Wegstrecke eine Minute lang war, pendelte fünf Mal hin und her und prüfte, ob zehn Minuten vergangen waren. Um halb eins war sie nicht gekommen, ich hatte meine Fehlerrate schon auf zwanzig Sekunden pro zehn Minuten reduziert. Meine Nervosität hatte sich unter der Konzentration verloren, es war mir in der Jacke warm, und ich balancierte mit halb ausgebreiteten Armen wie ein Seiltänzer oder Metronom am Sims auf und ab. Um zehn vor zwei wie um halb vier war meine Messung perfekt, ich setzte den Fuß und sah dabei auf die Uhr, auf der der Sekundenzeiger exakt die volle Minute überstrich. Nachdem es das zweite Mal passiert war, dass ich diese hohe Stufe der Präzision erreichte, gab ich mich zufrieden, sprang vom Sims und schaute mich um. Der Regen hatte aufgehört, der Wind zugenommen, schüttelte die Hecken, erzeugte an den Mauerkanten ein Sprühen.

„Tja“, sagte ich laut. Nachdem ich mehrere Male ziellos über den steinernen Vorplatz gegangen war, stand ich reglos an einer Stelle und starrte auf die Stadt hinaus. Zwischendurch schloss ich die Augen und spürte ein unwillkürliches Wanken. Irgendwann ging zwischen den Bäumen das Licht eines Glaspavillons an. Ich sah auf die Uhr. Kurz nach vier. Der schimmernde Quader mit den großen Fenstern machte mir bewusst, wie müde und verfroren ich war. Ich begann wieder methodisch auf und ab zu gehen, diesmal auf dem Platz selbst, aber der Trick funktionierte nicht, schon weil die Idealzeit des Gehens zwischen ein und zwei Minuten liegen musste, und ich wollte auch nicht mehr länger warten. Ich hatte erst dreieinhalb Pendelbewegungen hinter mir, als ich unweit von mir das Kratzen von Schritten auf dem Kies hörte. Ein Nachtwächter, dachte ich, und blieb pochenden Herzens stehen.

Es war eine junge Frau in Parka und Jeans, das wollige Haar unter einer Rastamütze hoch gesteckt. Sie blieb im Abstand von zehn Metern stehen. „Ich soll Ihnen sagen, sie kommt nicht“, rief sie.

Es war etwas in ihrer Stimme, das mich antworten ließ: „Wenn Sie glauben, einen Aids-Kranken vor sich zu haben, ich habe einen Aids-Test machen lassen und er war negativ“, rief ich spöttisch zurück.

„Ich soll Ihnen nur sagen, dass sie nicht kommen kann“, erwiderte sie, „außerdem heißt das gar nichts, so ein Test kann immer noch positiv werden.“

„Stimmt auch wieder“, sagte ich.

„Außerdem“, sagte sie, während sie näher kam, „die Frau, die ich getroffen habe, sagt, ich soll Ihnen sagen, sie kommt nicht, weil sie krank ist. Und weil sie glaubt, dass Sie sich noch nicht angesteckt haben. Wenn Sie es noch tun sollten, dann nicht bei ihr. Das ist ihr

Geschenk an Sie, wenn sie das verstehen.“

Ich musterte sie, um zu sehen, ob sie Spaß machte. Aber ich war zu übernünftig, zu aufgekratzt und zugleich zu müde, um mir in meinem Urteil sicher zu sein.

„Die Frau, von der Sie reden“, fragte ich, „das ist so eine mit dunklen Haaren und etwas Henna drin?“

„Ja. Anastasia Meier. Die Schauspielerin.“

„Und die ist krank?“

Sie nickte. „Sie sagt, sie hat immer die große Verführerin gespielt, weil sie ihren Körper geliebt hat. Aber das ist jetzt zu Ende. Jetzt verlegt sie sich auf die Worte. Und sie sagt, die Verführung mit Worten ist beinahe ebenso erregend. Hat sie ja Recht, oder?“

Ich wusste nicht, was ich darauf antworten sollte, und starrte die junge Dame einfach an.

„Ich habe Sie mir ganz anders vorgestellt“, fuhr die Frau mit der Rastamütze fort, die mich ebenfalls betrachtet hatte. „Besser aussehend. Ich habe mir wer weiß was vorgestellt.“

„Ich glaube, Sie verwechseln mich. Den, den Sie hier treffen sollten, war der andere“,

winkte ich ab. „Der, dem sie ausgeliefert ist. Sagt sie zumindest. Vielleicht war das auch nur eine Rolle. Sie meint den Latin Lover der Bühne. Na gut. Ich kenne sie nur flüchtig.

Und ich habe kein AIDS. Ich bin maximal HIV-positiv. Wenn es hoch kommt. Und das kann man auch positiv sehen.“

„Sie hat mir einen Schlüssel gegeben für das Kaffeehaus dort unten, das ihrem Freund gehört. Es hat nur um die Mittagszeit offen, sie hat mir den Schlüssel gegeben, ich jobbe da. Ich gehe selbst auf die Akademie. Ich möchte Schauspielerin werden. Es sind Vorräte da. Ich habe die Heizung eingeschaltet. Wenn Sie mir helfen, mache ich uns ein Frühstück. Bis sieben stört uns niemand.“ Als ich zögerte, fügte sie an: „Ich brauche selbst einen Kaffee, ich bin ganz verkatert. Es ist gestern spät geworden.“

„Warum siezen wir uns?“ fragte ich, „Du bist maximal 23 und ich bin 30. Das ist kein Alter.“

„Ich bin die Cara.“

„Steht für ... Caro oder Carli oder?“

„Einfach Cara.“

„Okay. Entschuldige. Ich bin der Matti.“

Wir stiegen nebeneinander die Schräge des Wegs tiefer. Die Schwerkraft zog uns nach vor, wir stemmten uns mit den Beinen dagegen. Cara rutschte, und da sie zur Balancehaltung die Arme gehoben hatte, packte ich, als sie auszugleiten drohte, die Hand, die mir am nächsten war. Sie fing sich, schloss die Finger fest um meine. Anstatt stehen zu bleiben, ließ sie sich aber nach vorne fallen, und wir liefen und hetzten gemeinsam mit donnernden Schritten immer schneller den Kiesweg hinunter.

Das Café war zehn Minuten vom Schloss entfernt und recht gemütlich. Cara brühte den Kaffee auf und deckte den Tisch, während ich auf einer Holzbank saß, den Kopf an die Holzwand gelehnt, mit geschlossenen Augen, und plötzlich weg war. Es gab einen Knall auf den Hinterkopf, und dann war ich wieder wach. Sekundenschlaf. Gott sei Dank nicht auf der Autobahn.

„Die Nacht durchgemacht?“ fragte sie, und hielt mir ein Glas frisch gepressten Orangensaft hin.

„Ja. Ich habe das Minutenspiel gespielt. Man geht so lange hin und her, bis die Zeit herum ist. Kennst du das?“

„Nein, ich spiele was ganz anderes“, sagte sie eifrig, „wenn ich warten muss, mache ich die Augen zu und gehe über Steine und darf dabei auf keine Fugen treten. Die Fugen geben immer einen Abzug, und wenn ich auf den Steinen bleibe, dann mache ich Pluspunkte. Wenn man einen Schritt auf den Stein tut, kriegt man einen Punkt, wenn man zwei Schritte geht und bleibt auf dem Stein, dann zwei, und wenn man drei Schritte geht und ist auf einem Stein geblieben, dann drei und so weiter. Verstehst du?“ Sie hatte sich richtig in Fieber geredet und hatte ganz rote Backen davon bekommen.

„Sonnenklar“, sagte ich und lächelte.

Jetzt war der Tisch gedeckt, und ich saß dort wie ein Hündchen, das gefüttert wird. Der Kaffee war gut, und ich lobte ihn.

„Sag mal“, sagte Cara, während sie mich aufmerksam betrachtete, „hat dir schon einmal jemand gesagt, dass du aussiehst wie der Freddie Mercury?“

„Findest du?“

„Ja. Fehlt nur noch der Schnurrbart.“

Ich schaute hinaus durch das Fenster und merkte, dass der heutige Tag gut werden würde. In dem Augenblick, als die Sonne die Straße aufhellte, wurde es auch warm in mir. So einfach ist das.

„Hältst du mich für schwul?“ fragte ich.

Sie schüttelte den Kopf. „Wie kommst du darauf?“

„Weil Freddie Mercury die Ikone der Schwulenszene ist“, meinte ich.

„Blödsinn. Was hat das damit zu tun? Ich mag einfach seine Musik.“

„Das ist gut.“

„Und was machst du so, Matti?“

„Ich schreibe. Ich bin Schriftsteller. Ich bin Stadtschreiber von Linz derzeit.“

„Super.“ Ehrliche Anerkennung in ihren Augen. Jetzt, wo Cara keine Rastamütze mehr auf hatte, war sie eine kleine süße Blonde mit langen Beinen. Ihre Zähne waren ein bisschen schief, so in der Art von George Harrison.

„Ich schreibe auch für Zeitungen und so“, fügte ich hinzu.

„Von irgendwas muss man leben“, meinte sie.

„Und du jobbst hier und gehst auf die Schule, und was noch?“

„Mein Freund ist beim Fernsehen“, sagte sie, „und ich versuche, überall ein bisschen hinein zu schnuppern. Ich war schon Produktionsassistentin und Gofer und Boy und so weiter.“

„Was ist ein Gofer?“

„Ein Laufbursche. Go for this, go for that. Gofer.“

„Und ein Boy?“

„Das ist eine Art Gofer.“

„Und was ist mehr wert?“

„Der Gofer. Ich war schon drei mal Gofer.“

„Und dein Freund, was macht der beim Fernsehen?“

„Er ist Produktionsleiter im Bereich Talkshow. Er hat den Club Politik erfunden.“

„Ah ja. Wie als ist der?“

„Was hat das damit zu tun?“

„Nur so gefragt.“ Ich spürte, dass ich hier auf Granit biss. Ich wusste nicht wo und wie, aber da war Granit. „Na ja“, sagte ich dann und stellte die Tasse ab. „Ich muss dann mal weiter.“

Jetzt animierte sich das Gesicht Caras und sie sagte: „Weißt du eigentlich, dass sie einen neuen Moderator suchen?“

„Ja und?“

„Wir sind mitten im Casting. Jeder darf sich bewerben. Du wärst ein Super-Kandidat. Du hast die Ausstrahlung. Und du siehst aus wie Freddie Mercury.“

„Und?“

„Die Show heißt: „Liebe in Zeiten von Aids“. Es geht um Liebe und wie sich die Menschen lieben in dieser Zeit der Angst und Verunsicherung. Liebe geht immer, sagt der Egon, und Liebe in Zeiten von Aids, das ist *Die Liebe in den Zeiten der Cholera* von Garcia Marquez, sehr aktuell. Und dann ist es zeitgemäß auch, hat einen Hauch von Zeitgeist.“

„Ja, das ist schon gut. Aber ich habe überhaupt keine Erfahrung in so was“, gab ich zu bedenken.

„Es ist ja kein Freddie Mercury Look-a-like Wettbewerb. Was wir suchen, ist ein Journalist,

verstehst du. Und alles andere gibt sich. Er muss eine Ausstrahlung haben, aber die hast du auch. Und der Rest ist Übung. Jeder hat einmal am Boden angefangen und sich dann im Laufe der Zeit hoch gehangelt“, behauptete Cara.

Zwei Stunden später – es war ein hektischer Montagmorgen, und wir brauchten über eine halbe Stunde, um auf den Küniglberg zu kommen – wurde ich in das Büro des Produktionsleiters Talkshow, Herrn Dr. Egon Beinrieder, vorgelassen. Egon war ein grauhaariger Glatzkopf mit Bauch und einem breiten Grinsen, aber eigentlich noch gar nicht so alt. „Schön, dass Sie hereinschneien, Herr Mayr“, sagte er, „in unsere bescheidene Hütte. Die Cara hat mir schon ein bisschen von Ihnen erzählt, und sie hat Recht: Sie schauen aus wie Freddie Mercury.“

Ich nickte und schaute mich in seinem Büro um. Es waren jede Menge goldene Schallplatten da von Leuten, die ich nicht kannte und die er vielleicht produziert hatte. Von seiner Fernsehätigkeit sah ich keine Auszeichnungen. Vielleicht war Herr Dr. Beinrieder neu in seinem Job. „Die Cara sagt, Sie können reden. Aber ich merke jetzt gar nichts davon“, meinte er kritisch, und sein Lächeln erstarb, als hätte er einen unangenehmen Geschmack im Mund.

„Es gibt Phasen des Schweigens auch bei mir, das gebe ich gerne zu, Herr Dr. Beinrieder.“ „Sagen Sie einfach Herr Rat“, bat er mich. Ich merkte, dass er keine Ahnung hatte, warum ich hier war.

„Herr Rat. Nun, ich bin da, weil ich denke, es fehlt im Talkshow-Bereich ein bisschen an neuen Ideen“, improvisierte ich. „Dinge wie der Musikantenstadl, Sie verstehen, was ich meine ...“

„Ja, schrecklich“, sagte er, „aber die Leute wollen das.“

„Die Leute wollen vor allem Liebe. Liebe, aber in einem zeitgenössischen Gewand. Sie wollen sich wiedererkennen, in ihren Hoffnungen, ihren Sehnsüchten – aber auch in ihren Ängsten.“

„Liebe ist gut“, meinte er. Er hatte wirklich keine Ahnung mehr von dem Projekt „Liebe in Zeiten von Aids“. Vielleicht war all das nur Caras Idee gewesen, und er hatte sie längst gelöscht?

„Und diese Liebe, diese tastende, sehnsüchtige, in unseren Gefühlen wühlende Liebe“, fuhr ich fort, „die kriegen sie in diese neuen Sendung im Talkshow-Format vorgesetzt in einer Art und Weise, die sie bestätigt, die sie unterhält und die sie erfreut.“

„Ja, ja“, sagte er und legte bedächtig seine Fingerspitzen aufeinander. „Liebe ist gut“, sagte er. „Ich glaube, das kann ich verkaufen.“

„Liebe in Zeiten von Aids“, fuhr ich fort. „Aids ist der Schrecken unserer Tage, Aids droht den Krebs als jene Krankheit abzulösen, die für den Tod an sich steht. Doch der Tod, was ist er ohne die Liebe? Liebe und Tod, das sind die ältesten und die wichtigsten Motive des Lebens und auch in der Kultur. Und wir präsentieren den Tod in Form dieser Krankheit, und die Liebe in allen Spielformen, die es heute gibt.“

„Ja, Liebe ...“ sagte er und zog dann einen Notizblock heran und schrieb darauf: „Liebe.“ Nach einer Nachdenkpause fügte er noch die Notiz hinzu: „Gut!“

„Ich stelle mir ein Podium vor. Der Moderator strahlt etwas Mondänes aus, etwas Lebenslustiges und etwas Modisches. Er ist groß, eher groß, und schlank und sieht vielleicht so ähnlich aus wie Freddie Mercury, Schwarm der Mädchen, Ikone der Schwulenszene“, fuhr ich fort, „er hat Gäste geladen. Senta Berger. Helmut Berger. Verstehen Sie? Immer ein Berger von einer Richtung. Senta Berger berichtet über ihre Aids Erkrankung, und Helmut Berger über die Aids-Erkrankung seines lieben Freundes, der gerade gestorben ist. Und ich nicke und frage nach: Wie fühlt sich das an? Was fühlen Sie gerade jetzt, Herr Berger? Frau Berger?“

„Senta Berger hat doch kein Aids“, sagte er. „Ich finde das eher übel, wenn wir solche Gerüchte in die Welt setzen. Oder?“

„Es geht hier nicht um Senta Berger“, sagte ich, „es könnte genauso gut Sabine Berger

sein.“

„Wer ist Sabine Berger?“

„Oder Hannelore Berger, Herr Rat. Suchen Sie sich aus, wen Sie wollen.“

„Ist die das von Wetten Dass?“ fragte er zweifelnd.

„Sie meinen von Robert Lembke, diese Sendung, wie hieß die: Was bin ich?“

„Nein, die bei Wetten Dass auf Sektgläsern Flöte gespielt hat“, verbesserte er vorwurfsvoll.

„Genau die“, meinte ich.

„Das ist gut. Jetzt sind wir im selben Boot. Die wäre eine gute Gesprächspartnerin. Ja, Sie haben gute Ideen“, äußerte er. „Ich sehe Freddie Mercury – man darf das natürlich nicht sagen, schon aus Markenschutzgründen - aber ich glaube, einen Schnurrbart müssen Sie sich dafür zulegen, schon wegen der Schwulenszene. Wir wollen ja, dass die unsere Sendungen sehen, ohne es ausdrücklich zu sagen. Dann sehe ich Frau Berger. Nicht Senta Berger. Wissen Sie, die ist jetzt zu teuer für so eine Pilotsendung. Aber Helmut Berger? Haben Sie da Beziehungen?“

„Sie meinen, weil ich schwul aussehe, Herr Rat?“

„Ja.“

„Leider nein.“

„Schade. Helmut Berger ist immer für einen Skandal gut. Oder irgendeinen Popstar, der Drogen genommen hat. Das sind die besten Interviews.“

„Finde ich auch“, stimmte ich zu.

„Großartig.“

Dr. Beinrieder wirkte sehr zufrieden. Er schrieb „Berger!“ in Großbuchstaben auf seinen Notizblock. Dann verdüsterte sich seine Miene wieder: „All das ist natürlich unter Vorbehalt“, meinte er dann. „Wir haben einen Beirat, und in dem sitzt Ihre Eminenz der Kardinal von Wien höchstpersönlich. Ein bezaubernder Mann. Er ist sehr für die Kultur.“

„Uh“, sagte ich.

„Ja. Dem dürfen Sie nichts über Ihre sexuelle Orientierung sagen, Herr Mayr.“

„Mit der ist es gar nicht so schlimm, Herr Rat. Könnte auch ganz anders sein.“

„Und Oberlandesgerichtspräsident Herr Dr. Hegebaum.“

„Ja?“

„Er klärt alle rechtlichen Fragen ab. Sie werden mit ihm sprechen müssen. Tun Sie das. Er ist ein äußerst liebenswürdiger Mensch. Unnachsichtig und genau, fast pingelig. Aber mit Herz. Er hat sich viele Gedanken über das Thema Liebe gemacht. Es sind ganze Folianten, die der zusammen phantasiert. Ich fürchte, wenn es mit Ihnen klappt, werden Sie sich da durcharbeiten müssen. Sonst beißen Sie bei dem auf Granit. Nein, Stahl.“

„Gern.“

„Stahl, verstehen Sie? Da ist Mangan drin.“

„Durchaus.“

„Eisen und Mangan, das ist der Oberlandesgerichtspräsident.“

„Unglaublich“, meinte ich.

„Ja. Und der ganze Beirat. Der Beirat, das ist gewissermaßen das Entscheidungsgremium, Herr Mayr. Als Nächstes aber müssen Sie zum Produzenten der Show, Herrn Hofrat Dr. von Alversleben. Er stammt aus einer alten Familie.“

„Und ...?“

„Na ja. Sie wissen schon. Es ist alles nicht so leicht. Aber wir schaffen das. Wir streiten für die Liebe. In diesem Sinne, willkommen im Team, Herr Mayr. Es wird eine großartige Zukunft, die da auf Sie wartet. Für die Liebe! Und für Aids! Das möge unser Schlachtruf sein. Also, in diesem Sinne. Vielen Dank, dass Sie gekommen sind, und wir sehen uns dann nach den Testaufnahmen wieder.“

Diese Aufnahmen verliefen dann nicht so gut. Ich musste in einem kleinen Studio vor einer riesigen Fernsehkamera Aufstellung nehmen und immer wieder „Willkommen bei Liebe in

den Zeiten von Aids. Mein Name ist Matti Mayr und ich bin heute Ihr Gastgeber“, sagen. Oder eben nicht. Wenn ich diese beiden Sätze aufsagte, hörte ich nämlich über eine Stimme: „Etwas mehr lächeln. Und es heißt: Hallo und Willkommen.“

„Hallo und willkommen bei Liebe in den Zeiten von Aids ...“

Dann war da eine große Stille.

„Ist was?“ fragte ich.

„Etwas weniger.“

„Etwas weniger wovon?“

„Die Menschen draußen möchten sich ernst genommen fühlen.“

„Tun sie das nicht?“

„Nicht, wenn Sie sich über sie mokieren.“

„Ich mokiere mich nicht.“

„Bitte weiter.“

„Hallo und willkommen bei Liebe in den Zeiten von Aids. Mein Name ist Matti Mayr und ich bin heute Ihr Gastgeber.“

Stille.

„War das okay so?“

Stille. Dann: „Warum sagen Sie Matti Mayr?“

„Ich heiße so.“

Stille. Dann: „Ich habe hier den Namen Freddie Merkheimer.“

Als ich von Cara in der Kantine abgeholt wurde, war es schon gegen 18 Uhr und eine Reinigungshilfe machte mit ihrem Besen um mich herum Runden, wischte dann wieder den Tisch ab, auf dem ich mich mit dem Ellenbogen abstützte, um meinen Kopf darauf ruhen zu lassen und weckte mich dadurch wieder auf. Ich war müde wie seit Jahren nicht mehr, fühlte mich aber gleich besser, als ich Caras Lächeln sah. „Sie sind mit dir zufrieden. Ich glaube, du kriegst den Job“, sagte sie und warf dann beide Arme in die Höhe und zeigte mit ihren Fingern ein V.

„Ich habe ganz vergessen, mich bei dir zu bedanken, Cara, du hast mir die ganzen Tipps gegeben über Liebe und Aids und so weiter. Dein Freund wusste von allem nichts. Er hat dauernd auf seinen Notizblock geschrieben: Liebe ist gut!“

„Und er hat ja Recht, oder?“ Sie feixte.

„Ich kann gar nicht glauben, dass du mit so einem Trottel zusammen bist“, sagte ich.

Sie schaute auf die Tischplatte und betrachtete dabei ihren Fingernagel, der einen Schmutzpfleck weg kratzte. „Und was machst du jetzt?“ fragte sie, „fährst du heim?“

„Ich glaube, ich bin zu müde, um nach Linz zu fahren. Ich habe heute schon fünf Tassen Kaffee intus, aber wenn die Wirkung nachlässt, krache ich zusammen.“

„Du kannst bei mir schlafen, wenn du willst.“

„Echt?“

„Warum nicht?“

„Und dein Freund?“

„Wir wohnen nicht zusammen. Ich wohne in einer WG. Ich habe eine Couch“, sagt sie.

„Das heißt, wenn ich dir mein Bett überlasse, dann ist das eigentlich eine Couch. Und ich schlafe dann auf der Couch.“

„Ist das eine zweite Couch?“

„Nein.“

„Wow. Wir übernachteten heute gemeinsam auf der Couch?“

„Nein. Du schläfst auf meiner Couch und ich schlafe bei meinem Freund.“

„Schade.“

„It is, isn't it?“ sagte sie und zog ihr Näschen kraus.

Die Sache lief dann so ab: Wir fahren zu ihr, und ich legte mich eine halbe Stunde hin.

Aber es war dort so laut – immerzu gingen Leute und kamen und machten Musik oder redeten laut oder es drang wieder Zigarettenrauch ins Zimmer, was ich überhaupt nicht leiden kann – dass ich schließlich hinaus in den Gemeinschaftsraum ging, wo Cara über einem Buch saß und sagte zu ihr: „Ich dachte, du bist bei deinem Freund?“

„Ich muss doch unseren großen Star betreuen“, sagte sie. Man hatte nicht den Eindruck, sie zu stören. Ihr Gesichtsausdruck war warm, und als sie jetzt „Star“ gesagt hatte, schien sie das selbst zu stimulieren, denn sie hob plötzlich den Arm und rief: „Ich sehe es schon in Leuchtschrift prangen: Heute Abend! MATTI MAYR!“ Sie machte eine Handbewegung, als würde sie etwas Wunderbares präsentieren und lächelte dazu so süß, dass ich sie zum Anbeißen fand. Ich hätte unwillkürlich die Hand nach ihr ausstrecken wollen.

„Die Sendung müsste so heißen wie ich“, schlug ich vor, „dann können wir jederzeit das Thema wechseln. Scheidung in Zeiten von Aids wäre ein guter Nachfolger. Und dann: Single in Zeiten von Aids.“

„Bloß nicht“, meinte sie. „Aber das Matti würde mich schon reizen. Wofür steht eigentlich Matti?“

„Einfach Matti. So wie Cara.“

„Aber Matti heißt nichts. Cara heißt die Geliebte.“

„Also hast du klassische Bildung.“

„Ich hatte eine Eins in Latein. Ich hatte überhaupt nur Einsen. So ist das, wenn man strebt.“

„Ich kann mir gar nicht vorstellen, dass du einmal auf dem Gymnasium warst.“

„Was soll das heißen? Dass ich blöd bin?“

„Nein. Sicherlich sehr klug. Aber du gehörst eigentlich eher in die Natur. Du bist der Typ, der sich suhlt, oder?“

„Suhlt?“

„Na, im Biotop. Der Typ, der da im Freien steht, die Arme hochreckt und brüllt: Uah!“

„Was denkst du eigentlich von mir?“

„Naturkind, denke ich. Oder?“

„Weil ich keine schönen Klamotten an habe?“

„Nein, weil du so süß bist.“

„Mach mich nicht an, ich habe einen Freund.“

„Ich mache dich nicht an.“

„Außerdem bist du schwul.“

„Das stimmt.“ Ich beugte mich vor und küsste sie auf den Mund. Kurz und sanft, und löste mich gleich wieder.

„Du ... Schwein“, sagte sie zögernd. Sie lächelte noch, aber sie war etwas rot geworden.

„Ich bin übernächtigt, meine Liebe. Nimm es nicht so schwer. Wissenschaftliche Untersuchungen haben ergeben, dass jemand, der die ganze Nacht durchgemacht hat, 1,0 Promille Alkohol im Blut hat. Zumindest das Äquivalent davon.“

„Du bist also nicht schwul?“

„Vielleicht bin ich so raffiniert, dass ich kein Mittel scheue, jedem immer gleich das Gegenteil beweisen zu wollen.“

„Aber das war jetzt eine Schweinerei, dass du mich geküsst hast, das musst du zugeben. Du weißt doch, dass ich einen Freund habe.“

„Ja, den kenne ich.“

„Und was machst du jetzt, wenn ich auf den Geschmack komme?“

„Dann ziehe ich dich als Nächstes aus.“

„Na gut.“

Sie stand auf und ging in den Küchenteil, um ein paar Scheiben Brot abzuschneiden. „Bist du hungrig?“ fragte sie.

„Sehr.“

„Dann mach den Kühlschrank auf und hol dir heraus, was du brauchst, wir gehen heute

noch aus.“

Wir trafen Anastasia im Café Museum. Sie war heute ganz anders gekleidet als am Vortag, trug einen kurzen Rock und ein weißes Hemd und Schmuck und war geschminkt wie eine höhere Tochter. Sie zögerte, als sie uns gemeinsam auf ihren Tisch zukommen sah, blieb dann aber sitzen und legte ihr Magazin, in dem sie gerade blätterte, auch nicht wegen uns weg.

Cara ging auf sie zu und küsste sie auf die Wange. Ein mattes Lächeln Anastasias für mich, während sie ihre Zeitschrift studierte.

„Guten Abend, Stasi“, sagte ich, „wie hast du gestern geschlafen?“

Mit einer resignierten Miene legte sie das Blatt weg. „Warum?“

„Ich war die ganze Nacht wach“, meinte ich.

„Und was hat das mit mir zu tun?“

„Gar nichts.“

Cara hatte sich neben sie gesetzt. So sah ich die beiden Frauen nebeneinander.

Anastasias Kopf war fast doppelt so groß, schon wegen der Haare.

„Der Matti hat heute einen Treffer gelandet“, erzählte Cara, „stell dir vor, er wird die neue Talkshow moderieren, von der ich dir erzählt habe.“

„Ja?“ Jetzt sah mich Anastasia doch etwas neugierig an. „Was für eine Talkshow ist das?“

„Du weißt schon, die Liebe. Es geht um die Liebe heute. Du wärst doch auch ein guter Gast, hast du Lust? Die Schauspielerin Anastasia Meier und der Gastgeber Matti Mayr. Reimt sich übrigens“, meinte Cara.

„Das ist ein Affenreim“, widersprach ich. „Kennst du Affenreime? So wie: Cara und Clara.“

„Entzückend“, meinte Anastasia, und nahm wieder das Magazin in die Hand. Kein Mensch konnte glauben, dass sie darin las, also blätterte sie einfach.

„Oder wie Anastasia und Asia Spa“, fuhr ich fort.

„Oder Ananas“, meinte Cara.

„Ananas im Asia Spa ist fast schon Ana-stasia!“ deklamierte ich.

„Du Dichter, du!“ rief Cara begeistert aus.

„Cara-Cara Carerra! Formel-1-Äfflein, du!“ rief ich, ebenso begeistert.

„Matti-Vati du!“

„Du auch Mutti-Cutti! Und wie!“

Wir lachten.

„Seid ihr fertig?“

Anastasia, deren Augen zwischen uns hin und her gewandert waren, wirkte verärgert.

„Was ist jetzt los?“ fragte ich.

„Ich möchte nur wissen, ob du mich in deiner Show haben willst.“

„Klar“, sagte ich.

„Echt?“ Sie wirkte erfreut.

„Du bist mein erster Gast.“

„Echt? Das glaube ich nicht. Verarschen kann ich mich selber.“

„Nein, klar. Warum nicht? Du bist doch bekannt und du hast sicherlich über die Liebe sehr viel zu erzählen. Die Liebe in unseren Zeiten. Es ist eine Wildwestepoche, eine Zeit der Grausamkeit, der Entfremdung, des Computers.“

„Das ist wirklich lieb von dir. Aber das würde der Egon nie zulassen“, sagte Anastasia, als würde sie darüber ernsthaft nachdenken.

„Liebe in Zeiten von Aids heißt die Sendung“, bemerkte Cara leise.

Anastasia fuhr herum wie von der Tarantel gestochen. „Was ist das jetzt schon wieder für eine Scheiße!“

„Nein, wirklich. Soll witzig sein“, meinte Cara kleinlaut.

„Witzig?!“

„Schau“, wandte ich mich an die Schauspielerin, „man kann das Ganze auch HIV-positiv

sehen.“

„Was ist daran positiv? Ich glaube, ich höre nicht recht.“

„Denke einfach einmal an die Atombomben, Stasi“, sagte ich, ernster. „Wir sind doch damit aufgewachsen, mit dieser Angst. Mit dieser lähmenden furchtbaren Angst, dass wir eines Tages beim Picknick im Freien die Woldecke über uns ziehen müssen, weil gerade ein Atompilz am Horizont steht. Und was ist daraus geworden? Nichts. Aber die Gefahr war konkret, kein Zweifel. Oder die Umweltverschmutzung. Keine Frage, die Sonne verbrennt uns, und in unseren Körpern kreisen die Gifte. Aber das Wichtige daran ist doch: Wir leben noch. Uns geht es gut. Wir spüren uns doch. Und wir spüren einander. Einander auch. Ich dir. Du mir. Wir uns und einander. Ist die deutsche Sprache nicht schön?“ schloss ich meine Suada. Die beiden Frauen sahen mich an und schwiegen. Dann räusperte sich Anastasia und meinte: „Ich finde das ungeheuer mutig von dir, wie du damit umgehst.“

„Womit denn?“

„Na ja, mit der Sache eben.“

„Was für einer Sache?“

„Du weißt doch, was ich meine. In deinen Kreisen ist es doch Gang und Gäbe, dass einer von euch daran stirbt.“

„Stirbt? Du meinst an Aids?“

Sie nickte.

„Anastasia, zum letzten Mal: Ich bin nicht schwul. Ich habe kein Aids. Ich bin nicht HIV-positiv.“

„Es hat doch keinen Zweck, diese Dinge dauernd zu leugnen. Ihr seid doch alle schwul. Finde dich damit ab. Ihr glaubt vielleicht, ihr seid normal, aber wenn es dann zur Sache geht, seid ihr alle schwul.“

„Wer bitte ist wir alle?“ fragte ich gereizt. Schön langsam wurde ich wütend.

„Die netten Kerle“, warf Cara lächelnd ein, und wandte sich dann an die Schauspielerin:

„Er ist wirklich nicht schwul.“

„Woher weißt du das?“

„Es gibt da untrügliche Zeichen. Schau mal, seine Augenbrauen. Wenn einer schwul ist, dann hat der keine so buschigen Augenbrauen.“

„Echt? Habe ich nicht gewusst.“

„Nein, Quatsch. Ich spüre es einfach. Glaub mir, der Matti ist potent.“

„Da haben sich aber schon einige getäuscht, wenn es um Stecherqualitäten ging“, gab Anastasia zu bedenken. „Von einem heißt es, der ist ein Stecher, und es ist ein Wasserl. Und dann heißt es von einem anderen, der besamt ganze Stadtteile, und dabei kriegt der gar keinen hoch, selbst wenn die Marilyn Monroe vor ihm steht.“

„Oder die Sharon Stone“, sagte Cara.

„Du meinst Überkreuz-die-Beine-Stone?“ fragte ich dazwischen.

„Hörschenlos-Stone“, sagte sie, und nickte.

„Hübsche Frau.“

„Finde ich auch. Wie die da mit der Rockie oder wie die hieß, im Club gegroovt hat, das fand ich scharf.“

„Stimmt. Roxie.“

„Roxie?“

„Sharon Stone hieß Catherine Tremell, und die Freundin Roxie.“

„Und Michael Douglas?“

„Douglas.“

„Nein, im Film.“

„Nick Curran, glaube ich.“

„Der scheiße ausgesehen hat.“

„Na ja, trainiert hat der schon“, wandte ich ein.

„Der ist so klein.“

„Stimmt.“

„Und die mahelnden Kaumuskeln dauernd. Genauso wie bei seinem Vater. Ich weiß nicht, was die Amis an der Familie Douglas finden. Wahrscheinlich, weil sie Kaugummikauer sind. Wenn man dort berühmt werden will, fängt man schon schon als Kind mit dem Kaugummikauen an, um die Kaumuskulatur auszubilden, und wer dann die entsprechenden Kinnladen hat, wird einmal Douglas.“

„Könnte sein. Du musst das wissen. Du bist doch auf der Schauspielschule.“

Cara und ich guckten einander an und sagten dann eine Weile nichts mehr.

„Denkst du echt daran, mich in die Sendung zu nehmen?“ fragte Anastasia.

Ich drehte mich zu ihr um und sagte: „Ja.“

„Finde ich superlieb von dir.“

„Keine Ursache.“

„Wann dreht ihr?“

„Keine Ahnung. Bald.“

Cara richtete sich auf und sagte: „Ihr solltet euch Gedanken darüber machen, worum es in eurer gemeinsamen Sendung gehen soll. Ich könnte da mitmachen als Co-Produzentin oder ...“ Sie überlegte.

„Ich finde, es sollte um Liebe gehen“, meinte Anastasia.

„Kann es etwas konkreter werden?“ wollte ich wissen.

„Ich weiß nicht, was meinst du?“

„Ich frage dich einfach nach deinem Liebesleben aus“, sagte ich, „vor laufender Kamera.“

„Da gibt es nichts zu berichten. Ich habe kein Liebesleben.“

„Und der Mann, von dem du gestern erzählt hast?“

„Du meinst den Egon?“

„Welchen Egon?“

Cara und Anastasia wechselten Blicke. „Den Dr. Beinrieder kennst du doch“, mahnte mich Anastasia.

„Das ist der Egon?“

„Wer sonst?“

„Aber ich habe gedacht, das ist der Freund von der Cara?“

„Und von mir“, sagte Anastasia.

„Ihr seid alle drei Freunde.“

Sie nickte. „Wir lieben uns.“

„Beziehungsweise einander.“

„Nein“, sagte sie, „Jeder von uns liebt sich selbst. Aber wir sind alle drei zusammen.“

Höchstens die Cara und ich, wir lieben einander. Zumindest liebe ich sie.“

„Na, dann gute Nacht.“

„Was soll das jetzt schon wieder heißen?“ fragte Cara.

„Dass ihr Lesben seid“, meinte ich.

„Du musst reden, du ... Schwuchtel.“

In dieser Nacht schlief ich allein in Caras WG-Zimmer auf der Couch. Es war, als ich nach zwei Uhr morgens dort eintrudelte, recht ruhig. Ich lag auf der Couch mit offenen Augen und dachte an Cara und Anastasia. Und als ich damit geendet hatte, an sie zu denken, dachte ich an Anastasia und Cara. Beide hatten sich Arm in Arm von mir verabschiedet in der Rolle der Lesben, die sie vielleicht auch waren. Cara hatte mir, als sie mir ihren Schlüssel gab, ein Küsschen auf die Wange gegeben und dann, wie durch einen Nebengedanken, auch auf beide Augen, was ich überaus lieb fand. Anastasia hatte dem zugesehen mit einem Lächeln, von dem man nicht sagen konnte, ob es spöttisch oder nichtssagend war oder ob doch etwas dahinter steckte. Geheimnisvoll war auch, was sie mir zum Abschied sagte: „Denk an den Park“, sagte sie. „Du weißt doch.“

„Warum an den Park? Welchen Park?“

Und da legte sie den Arm um Caras Hüfte, drehte sich um und ging, ohne sich noch einmal nach mir um zu drehen. Anders war da Cara, die noch vom Ende des Platzes aus winkte. Daran musste ich denken, als ich in der WG auf Caras Couch lag und ihren Duft in mich einsog, ein liebliches Parfüm. Ich merkte, dass ich nicht schlafen konnte und stand leise auf, um noch etwas zu schreiben. Das Haus war alt, und die Dielen knarrten, als ich mich in die Küche schlich, um im Kühlschrank nach einem Bier zu sehen. Ich zündete ein paar Kerzen an und beugte mich über meinen Notizblock und schaute zwischendurch hinaus in den Hinterhof, während ich eine Dose Bier leerte. Eine zweite war nicht da, aber mir war noch nach Alkohol, also nahm ich eine der Weinflaschen, die auf dem Regal standen, öffnete sie und trank dann, während ich bei Kerzenlicht schrieb, die Flasche Wein Schluck für Schluck leer. Zuletzt las ich mein Elaborat durch, das ich „Sportarten für Intellektuelle“ nennen wollte. Es sollte eine Art Pseudoratgeber werden. Das erste Kapitel würde heißen:

Besoffen joggen

Am besten nachts, im Laternenschein, in ausgestorbenen Anlagen, auf Straßen, auf entleerten Plätzen. Man suche sich dafür Kleinstädte oder friedliche Städte mittlerer Größe aus, in denen man sich sicher fühlt und voll aufgehen kann in der Wurstigkeit nach einigen Gläsern wohlschmeckenden Weins.

Der Abend zerfällt in zwei Teile: Anfangs saß man in einem Restaurant, einem Club oder einer Kneipe und aß wenig, trank aber umso mehr. Sollte diese Beschreibung bereits bekannt sein oder bei Ihnen sogar das Landläufige, eine Form des Dauerzustandes, darstellen, vergessen Sie diese Ablenkung. Sie sind Alkoholiker!

Wer das aber nicht kennt, der sitze dort und trinke genüsslich mehr als ihm zusteht, versuche dann, auf schwankendem Boden unauffällig das Lokal zu verlassen und stehe dann im Joggingdress und weichen Laufschuhen vor der Tür, um langsam und übergangslos wegzulaufen.

Im Vordergrund steht nun einerseits Nonchalance, sprich Wurstigkeit. In Ihrem Gehirn bedeutet Wurstigkeit das Unbeteiligtsein in Bezug auf die Strecke, die Sie zurücklegen.

Touren Sie im Laufschrift die ganze Stadt ab oder joggen Sie hundert Meter in eine Richtung und zurück, oder kreiseln Sie im Park auf dem Rasen um ein Blumenbeet – dergleichen Konstanten sind für Sie im Alkoholrausch unwichtig geworden.

Für Ihre Glieder bedeutet Wurstigkeit das erleichternde Nicht- oder Kaumgefühlwerden.

Das ist angenehm für Ihre Glieder, wie auch für Sie. Die Schmerzen sind weg, und die Aufsicht und Strenge Ihrer Beobachtung ebenfalls. Befreit trabt der Körper durch die Natur, wie abgelöst von Ihrem Leben, Ihren Gedanken und Absichten. Zugleich trainieren Sie Ihren Körper und bauen Alkohol ab, bevor der Stoffwechsel und seine Enzyme Zugriff bekommen, und missliebige Katerstimmung hervorrufen kann.

Besoffen joggen ist eine subtile Form der Perversion, sich vorteilhaft gehen lassen zu wollen.

Mir gefiel, was ich geschrieben hatte. Ich kannte das Gefühl schon. Es war meine eigene Erfahrung, von der ich hier schrieb. Dinge, die man alleine tun kann, dachte ich. Eigentlich hasste ich es, alleine zu sein. Es gibt Menschen, die von sich behaupten, dass sie es mögen, aber sie tun das nur, weil sie schlechte Erfahrungen gemacht haben. Menschen, die sich missverstanden fühlen. Menschen, die gequält wurden. Und wenn es jetzt eine Fernsehsendung geben sollte, in der das große Symbol der Zwiespältigkeit der Liebe zur

Sprache kam – das Geschenk, das sie war, das sich dann als Danaergeschenk entpuppte, als aus dem schönen Pferd Liebe, das die Griechen da vor Troja zurückgelassen hatten, bössartige Viren krochen – dann müsste man auf die Sterblichkeit des Menschen überhaupt zurückkommen. Wir müssen alle sterben. Und wenn wir die Liebe nicht gekostet haben, ist das Leben sinnlos. Heißt es aber, heute dadurch, dass man die Liebe kostet, früher sterben zu müssen? Was ist besser: Davon zu kosten oder ewig zu hungern? Es war ein großartiges und zugleich niederschmetterndes Symbol, das uns da das Staatsfernsehen vorzusetzen drohte. Wie aber konnte ich dazu beitragen? War es die späte Stunde oder der Wein, den ich getrunken hatte, dass ich jetzt an allem zu zweifeln begann? Was für eine blöde Idee das Ganze doch war! Wer wollte so etwas sehen? Reden über die Liebe, was für ein Stumpfsinn!

Während ich so in der Küche saß und nachdachte, sah ich da zwei paar Inliner stehen, ein Paar groß, ein Paar klein, fast wie ein Liebespaar. Ich musste grinsen und stand auf, um das größere Paar anzuprobieren. Es passte recht gut, war aber etwas zu klein für mich. Ich schnürte die Schuhe zu und begann in der Küche auf und ab zu rollen. Ich sah auf der Anrichte eine Packung Zigaretten, nahm eine heraus, zündete sie an und rollte rauchend in der Küche hin und her. Das wurde mir bald langweilig, also rollte ich auf den Gang hinaus. Es war ein langer Gang, der an den Türen vorbei ging, hinter denen die anderen schliefen. Ich rollte bei knarrenden und unter den Rädern protestierenden Dielen auf und ab, so lange, bis ein verschlafenes Gesicht in einer der Türen sichtbar wurde und fragte: „Sag mal, spinnst du? Was soll denn das jetzt mitten in der Nacht?“ Ich zog die Schuhe aus und hockte mich wieder an den Tisch, köpfte eine weitere Flasche Wein und setzte mich hin, um folgendes Kapitel 2 in meinem geplanten Ratgeber für Intellektuelle abzufassen:

Mit einer Zigarre in der Hand Rollschuh laufen

Es handelt sich im Prinzip um eine Variante des vorhergehenden, ersten Kapitels dieses Buches, die allerdings weitreichendere Folgen hat. Anstatt der Wurstigkeit beschert es nämlich eine Empfindung von Eleganz und des Schwebens, die eher eine gesteigerte Form der Selbstempfindung darstellt.

Die Vorbereitung ist aufwendig und kostenintensiv, soweit Sie nicht zufällig bereits in Vorleistung gegangen sind.

Nehmen wir an, Ihre Kindheit habe im Norden Deutschlands stattgefunden, im Land der Bolder und Deiche. Es gibt dort im Winter lang gestreckte Kanäle, auf denen man Eisschuh laufen kann. Vielleicht strebten Sie schon als Kind über das glatte Grau hinaus in die weiße Kälte, um heimlich Zigaretten zu rauchen? Der weiße Dampf des Atems wurde durch den weißen Rauch der Zigarette verstärkt, wobei die eigenartige Kontrastwirkung zwischen dem Kältephänomen einerseits und dem anheimelnden Feuer des anderen Ihnen wie ein versteckter Hinweis auf das Geheimnis des Lebens an sich erschien, denn auch Ihr Atem war Wärme, und konnte durch die Wärme des verbrennenden Tabaks unterstützt werden.

Sollten Sie dieses Phänomen längst Tag für Tag gedankenlos abspulen lassen, überspringen Sie diese Ablenkung. Sie sind Kettenraucher, Ihre Lungen sind längst Teerklötze und schrumpeln gegenwärtig zu nutzlosen Wischlappen zusammen, aus denen demnächst Krebsknoten wuchern könnten, was Ihnen keiner wünscht.

Sollten Sie aber zu jenen Menschen gehören, die nicht dauernd an die nächste Zigarette denken, dann ist das Hantieren mit Tabakrauch eine wunderbare Beschäftigung, und die Chance, aus der einfachen, lässigen Bewegung des mit Schlittschuhschritten Dahingleitens eine Inszenierung zu machen einer doppelt gekonnten, sportlichen Lässigkeit.

Dazu eignet sich nichts besser als eine gute Zigarre, im Humidor gereift zu einer Aroma verströmenden, weichen, keinesfalls knisternden Wurst, das Mundstück gekappt, die Spitze gleichmäßig zum Glühen gebracht, eine Einstundenzigarre, die Sie nun auf einer wohl ausgesuchten Bahn Asphalts perfekter Glätte, nicht zu bevölkert, während einer sonnigen Abendstunde aufrauchen.

Sie laufen zügig, ohne aber zu hetzen. Bevor es losgeht, trinken Sie eine Flasche Leitungswasser aus, um sich recht gut anzufeuchten und die Schleimhäute auf die verstärkte Belastung durch Sport und Rauch vorzubereiten. Während Sie nun Ihre Bahn ziehen, atmen Sie weit rascher und intensiver, und darauf setzen Sie als Hütchen in nicht zu knappen Abständen ein Paffen aus der Zigarre.

Abgesehen davon, dass Sie einen exzentrischen, aber doch kunstvoll gelassenen Eindruck der Nonchalance hervorrufen, beginnt nun Ihr Herz zu klopfen von einer Mischung aus Gefordertsein der Muskeln und Giftwirkung des Nikotins, ein eigenartiger, euphorisierender Zauber, der Sie immer zufriedener macht und Ihr Äußeres zunehmend verschönert. Kraft, Schnelligkeit und zugleich die kluge Zurückhaltung eines bereits Dahinrasenden, der nur mehr mit Geschicklichkeit die Rundung der Bahnen seiner Schuhräder innerlich nachzieht und unmerklich korrigiert, verbindet sich hier mit einer gezielten und gekonnten Intoxikation, die dazu angetan ist, die Länge Ihrer Laufzeit auszudehnen und Ihren Appetit herunter zu schrauben im Bewusstsein der Schönheit dieses Dahinschwebens.

(Weitere Kombinationen zwischen sportlichen Tätigkeiten und Rauschmitteln entfallen hier aus Platzgründen. Versuchen Sie allerdings, Unfallgefahren zu reduzieren. Espresso zu nippen, während Sie im Pool Pirouetten auf der Luftmatratze ausführen, ist o.k., solange Sie dabei nicht umkippen und sich zu spät daran erinnern, eigentlich Nichtschwimmer gewesen zu sein.)

Das viele Schreiben hatte mir Appetit gemacht. Ich schaute im Kühlschrank nach, was die WG-Bewohner so gestapelt hatten. Das Innere des Kühlschranks zerfiel in vier Teile: Oben rechts, oben links, unten rechts und unten links. Welches Fach wohl Cara gehören mochte? Unten rechts war lecker. Ich fand dort Putenwurst, die ich aufaß, und einen halb leeren Joghurt, der mir ausgezeichnet mundete. Als ich aufgeessen hatte, schlüpfte ich noch einmal in die Inliner, rollte bis zur Eingangstür der Wohnung, schloss sie auf und rollte in das Treppenhaus bis zum Lift vor. Ich fuhr mit dem Lift ins Erdgeschoss und dann hinaus auf die Straße, immer der aufgehenden Sonne entgegen.

Eigentlich bin ich ein ganz verträglicher Kerl. Als ich am Nachmittag nach einer Runde Schlaf im Prater wieder in Caras Wohnung zurück kehrte, hatte ich Ersatz für Putenwurst und Joghurt mitgebracht. Dafür, dass die Inliner jetzt ziemlich ausgelatscht waren, konnte ich nichts außer zu große Füße zu haben. Ich hatte dafür ganz schöne Brandblasen bekommen und ging nur mehr barfuß. Dafür war es schön warm heute. Ich fühlte mich so, als wäre eine irrsinnig lange Zeit vergangen. So geht das, wenn man in der Sonne geschlafen hat. Cara war ausgegangen, und auch sonst war niemand in der Küche, weshalb ich nicht wusste, ob Unten rechts zufrieden mit den Fressalien war, die ich dort hinein stopfte. Ich rief in der Fernsehstation an, um nach Cara zu fragen, aber man wusste von ihr nichts. Dann rief ich bei Anastasia an, aber es hob keiner ab. Ich wusste nicht so recht, was ich tun sollte. Eines hatte ich mir während dieses Tages klar gemacht: Ich würde nie wieder in die Fernsehstation zurück kehren und auch keinerlei weitere Versuche unternehmen, in die Rolle eines Moderators zu schlüpfen. Mir erschien die ganze Angelegenheit lächerlich. Wahrscheinlich, weil sie es war. Ich musste trotzdem über meine Präsentation nachdenken, als ich dem Programmleiter diese bescheuerte Sendung aufgeschwatzt hatte, die er eigentlich selbst ins Leben gerufen, aber völlig vergessen hatte. Und an die kühle, professionelle Stimme im Studio, die mit meinem Lächeln nicht

zufrieden gewesen war.

Was hatte ich heute vor? Nicht viel. Ich lebte derzeit von einem Schreibstipendium, konnte dafür kostenlos in Linz wohnen und bekam genug Taschengeld, um finanziell über die Runden zu kommen. Zumindest bis zum nächsten Jahr. Dadurch hatte sich eine Faulheit eingestellt, die mich überraschte. War ich wirklich so bedürfnislos? Ich könnte in mehreren Redaktionen anrufen, überlegte ich. Wenn ich schon in Wien war, könnte ich wenigstens ein paar Kulturkritiken schreiben. Ein anderes Thema interessierte mich: Die Donauauen bei Hainburg. Es war erst ein halbes Jahr her, dass sie von Umweltbewegten besetzt worden waren. Vor einer Weile hatte ich ein Buch von Konrad Lorenz gelesen, in dem er einen Tag in den Hainauen beschrieb, vom Schwimmen dort. Das Schwimmen in Flüssen war faszinierend für mich. Auch Peter Handke hatte einmal detailgenau bis zum Rieseln des Flusssandes in den Ohren hin geschildert, was es bedeutete, in einem Fluss schwimmend unterwegs zu sein, unterzutauchen, sich von der Strömung tragen zu lassen. Plötzlich erfasste mich eine große Sehnsucht nach Flüssen. Ich wollte schwimmen, und vielleicht etwas darüber schreiben. Unter dem Motto: Ortstermin dort, wo die Umweltbewegung herangewachsen war. Diesem Bewusstsein hatten wir überhaupt erst saubere Flüsse zu verdanken. Mein Gott, was waren das für toxische Brühen gewesen, die man früher bei Spaziergängen an Flussufern vorüber treiben gesehen hatte! Und jetzt konnte man, wenn man mutig genug dazu war, auch hinein springen und sich darin suhlen. Ja, suhlen!

Suhlen! Suhlen! Suhlen!

Ich liebte den Gedanken, wieder zurück zur Natur zu kommen, ideologisch gefestigt wie ein Grünenpolitiker, und mich in der Natur zu suhlen wie ein Schwein. Zu spüren, wie das war, wenn die unverfälschte Biologie einen vollkommen rundum umgab in ihrer ursprünglichen, natürlichen und gesunden Rohkostqualität! Jetzt, wo Fluss um Fluss geklärt und der Menschheit zurückgegeben wurde, einer Menschheit, die seit einem Jahr von nichts anderem sprach als vom HIV-Virus und Kaposi-Sarkom und den abgemagerten Körpern des AIDS, war die Zeit gekommen, sich zu reinigen. Es war da eine große Sehnsucht in mir, mich vollständig in ein Bio-Produkt zu verwandeln, nach dem bayrischen Reinlichkeitsgebot aus dem Jahr 1682, eine Art lebendiges Hefeweizen, köstlich im Geschmack, da aus kristallklarem Wasser verfertigt, und das als Mensch.

Der Gedanke machte mich so beschwingt, dass ich ins Café Museum fuhr, und siehe da: Meine beiden Freundinnen saßen an einem Tisch mit zwei Herren und waren dabei in ein intensives Gespräch versunken. Ich ging zu der Sitzgruppe vor, in der sie sich aufhielten, und sie ignorierten mich zuerst, als ich einen Stuhl heranzog und mich an der freien Seite des Tisches aufbaute.

„Hallo, ihr zwei“, sagte ich zu Cara und Anastasia, „wie geht's?“

Caras Hand zeigte auf mich: „Das ist der Matti.“ Und dann auf die anderen: „Der Franz und der Dieter.“

„Dieter, Franz“, sagte ich, „es ist nett, euch kennen zu lernen.“

Sie sahen etwas feindselig drein. Dann sagte der Dieter: „Du bist doch – ah - der Mann, der dem Freddie Mercury so ähnlich sieht?“

„Aber ohne Schnurrbart“, sagte ich.

„Stimmt.“

„Ich finde, du siehst überhaupt nicht so aus“, meinte der Franz, „du hast helle Haare und du bist dicker als er.“

„Ich bin nicht dick“, widersprach ich entschieden.

„Er ist dick, aber gibt es nur sehr ungern zu“, meinte Anastasia darüber, „beim Matti ist es immer so, dass er alles abstreitet. Selbst das Offensichtliche.“

„Der Matti hat ganz viele Komplexe“, sagte die Cara, „gestern Nacht hat er bei uns den Kühlschrank leer geräumt und meinen Wohnungskollegen die ganze Nacht lang den Schlaf geraubt, weil er so depressiv war.“

„Ich war in der Küche und habe geschrieben. Ich bin Schriftsteller“, verteidigte ich mich.

„Er hat sämtliche Bestände an Wein vernichtet, und das besonders Abgefeymte“, sagte Cara, „war, dass er aus unerfindlichen Gründen einen Schuh völlig zerfetzt hat, einen Inliner. Wie ein junger Hund, der an was kaut, und man weiß auch nicht, warum er das tut. Man kann den Matti nirgends allein lassen. Und wenn man ausgeht, muss er an die Leine.“

„Ich habe den Inliner nicht zerfetzt, ich bin darin nur gefahren“, sagte ich. „Weil ich Lust dazu hatte.“

„Das ist schön“, meinte Anastasia spöttisch, „und wir leben in einem freien Land, da ist das auch erlaubt. Aber dass du ein Neurotiker bist, Matti, das wirst du wohl freiwillig zugeben?“

„Und du, Franz“, fragte ich ihn, „was machst du eigentlich?“

„Elektrotechnik“, meinte er.

„Und du?“ fragte ich Dieter.

„Ich auch.“

„Geht das? Ich meine, dass ihr beide das Gleiche studiert? Ich meine, gleichzeitig?“

„Ja, das geht“, sagte Franz mit unterdrücktem Ärger. Ich glaube, sein Vorrat an Leichtigkeit war mit diesem Wortwechsel schon aufgebraucht.

„Und was habt Ihr heute vor?“ fragte Dieter die Frauen.

„Wir gehen heute mit dem Matti aus“, meinte Cara, „da sind wir sicher. Ihr müsst nämlich wissen, er ist schwul. Ich finde, eine Frau sollte immer einen schwulen Freund haben so als eine Art Accessoire.“

„Ich bin schwul“, sagte ich und nickte.

„Endlich gibst du es zu“, setzte Anastasia einen drauf. Man merkte, dass sie ihren Spaß daran hatte. Sie zwinkerte mir zu.

„Und ihr?“ fragte ich die Männer, „übrigens: Warum heißt ihr nicht Hans und Franz? Das wäre einfacher.“

„Weil ich der Dieter bin“, meinte derjenige.

„Wir müssen heute noch büffeln. Aber morgen hätte ich Zeit. Ich habe Karten für Anastasia“, versprach Franz mit dem Blick auf die Schauspielerin. „Das Musical.“

„Unsere Anastasia hier ist selbst ein Musical“, behauptete ich, „sie verkörpert die Schönheit und Anmut der Musik und ist eine Symphonie an Frau.“

„Aber wer schreibt das Libretto?“ warf Cara ein.

„Ich biete mich an“, versprach ich.

„Was könnte das sein?“ fragte Anastasia, „was für eine Rolle schwebt dir für mich vor?“

„Die Hauptrolle“, meinte ich.

„Also was ist?“ brach Franz durch das kleine Hin und Her, das wir gerade am Laufen hatten. Ich liebte das, wenn man einer Frau in die Augen schaute und ihre Augen leicht hin und her zuckten in der Erwartung einer neuen Volte. „Ich habe Karten für zwei. Gehst du mit, Stasi?“

„Ja, ich gehe mit“, versprach die. „Das will ich mir nicht entgehen lassen.“

„Dann treffen wir uns morgen?“

„Ja, vor der Volksoper. Ich habe dort vorher noch zu tun und warte dann auf dich draußen.“

„Super.“ Franz beugte sich über den Tisch nach vor und wollte Anastasia auf den Mund küssen, doch sie drehte ihn zur Seite und dann wieder auf die andere Seite und es wurden zwei Wangenküsse daraus. Sie milderte diese Zurückweisung ab, indem sie ungeschickt den Arm um seinen Hals schlang.

„Falls du dann schon zurück bist“, warf ich ein.

„Ich werde auch da sein“, sagte Dieter in Caras Richtung, und Cara: „Ach ja? Gut ... Ist

das schön für dich, als drittes Rad am Wagen?“

Er, gekränkt: „Warum drittes Rad?“

„Weiß ich das? Ihr seid doch die Techniker.“

„Und du? Gehst du morgen auch zu Anastasia?“ fragte Dieter jetzt direkt, weil er an Cara interessiert war.

„Nein.“

„Ach so. Na gut“, gab er sich geschlagen. Die Studenten gingen.

„Und du?“ fragte mich Cara. „Gehst du zu Anastasia?“

„Wo sie hin geht, da gehe ich mit“, meinte ich. „Ich weiß gar nicht, wo sie wohnt.“

„Das Musical, Blödel.“

„Nur dann, wenn sie dort mitspielt. Müsste sie eigentlich, bei dem Namen.“

„Sie spielt nicht mit.“

„Dann gehe ich nicht hin.“

„Schön, dass wir darüber gesprochen haben.“

„Du, Matti?“ fragte Anastasia dazwischen.

„Ja?“

„Was hast du damit gemeint: Wenn du dann schon zurück bist?“

„Du fährst doch mit, oder?“

Ich erzählte den Frauen von der Donau. Sie entspringt, was nicht viele wissen, im Schwarzwald, das ist ganz im Westen von Deutschland. Und sie fließt ins Schwarze Meer, was auch sehr weit weg ist. Sie ist fast dreitausend Kilometer lang. Und auf dieser ganzen weiten Strecke ist dieser Fluss, der in Österreich bereits ein mächtiger Strom geworden ist, nirgends schöner als bei Wien. Inmitten der verwunschenen, verwucherten, urwaldartig sich ausbreitenden Auen von Wien. Österreichische Dichter haben sie besungen. Zum Beispiel unser Nationaldichter, Franz Grillparzer:

*Jüngst lag ich dort auf jenen grünen Matten
die um der Donau Beet sich lachend ziehen
in einer Linde gastlich kühlem Schatten
und starrte auf die weite Schöpfung hin.*

Oder -

„Das finde ich jetzt irgendwie blöd, dass es grüne Matten heißt“, sagte Anastasia, „das erinnert mich an grüner Matti. Matti, der so grün hinter den Ohren ist.“

„Kurz zusammengefasst“, meinte ich dazu, „dort kann man herrlich schwimmen und dort steht der Park, von dem wir gesprochen haben. Der Menschenpark, Anastasia, aber ohne die Menschen. Was gut ist. Der Park, wo der Mensch ein Tier ist, was auch nicht schlecht ist.“

„Stimmt, eigentlich“, erwiderte sie nach kurzem Nachdenken.

„Und dort ist der beste Ort, um sich an einem heißen Tag aufzuhalten. Und morgen wird es wieder ein heißer Tag werden, das steht im Wetterbericht.“

„Stimmt auch.“

„Meinst du das Ernst, dass wir dort schwimmen sollen?“ fragte Cara dazwischen. Sie hatte ihre Hand auf den Tisch gelegt, um meine Hand zu ergreifen und ich tat das auch, und drückte sie, als wären wir gute Freunde. „Man schwimmt dort wie bei Muttern“, sagte ich.

„Darf man das?“

„Wir gehen dort Schwimmen, verlass dich drauf“, sagte Anastasia zu ihr. Sie wirkte wild entschlossen und auch etwas aufgereggt. „Ich kann es gar nicht glauben, dass ich noch nicht selbst daran gedacht habe. Ja, das ist der richtige Ort. Das ist der Park, den ich gesucht habe. Ich war noch nie in den Auen bei Hainburg. Ich kenne das nur vom Fernsehen, von den Prügeleien.“

„Und das wäre auch ein gutes Thema für die erste Sendung“, warf Cara ein, „die Natur dort, der Menschenpark, die Liebe im Menschenpark, die Liebe in der freien Natur, die Liebe im Käfig. All das.“

„Liebe im Käfig klingt schrecklich“, meinte Anastasia.

„Also gut. Wann geht es los?“ wandte sich Cara an mich.

„Bei mir kann man im Auto übernachten“, sagte ich, „also wenn ihr wollt, fahren wir gleich los.“

„Oha“, meinte Anastasia.

„Reizvoll“, lächelte Cara. „Wir zwei schlafen im Auto, und du draußen, wo die Frösche quaken.“

„Jetzt habe ich endlich einen Titel für den neuen Johannes Mario Simmel“, sagte ich:

„Liebe ist dort, wo die Frösche quaken.“

„Und?“

„Das ist es schon.“

„Das ist kein Titel für einen Simmel“, sagte Cara.

Wir kamen gegen Mitternacht draußen nach längerem Herumgekurve in den Auen an. So richtig in die Wildnis mit dem Auto hinein zu fahren wollte uns erst nicht gelingen. Doch dann gab es einen Waldweg, der ein gutes Fundament aufwies und an einer Chaussee entlang lief, die in einem flachen Bogen durch Wald und Wiese bis an den Fluss reichte. Dieser wies an dieser Seite einen klaren Wall auf, ein Stück Flussregulierung. Doch dahinter ergoss sich dann im silbernen Glanz des Mondes eine Seenlandschaft, von der man hätte annehmen können, dass sie zu Urzeiten entstanden war. Es quakten hier Frösche und summten die Mücken und dann hallte ganz laut zwischen den Bäumen und den Wiesen der Ruf eines Käuzchens und einmal auch das Röhren eines Hirsches, wie Cara meinte. „Es gibt hier Rotwild“, sagte sie eifrig. „Wenn man nachts schläft, kommen sie heran und versuchen an den Ohren zu knabbern, weil sie glauben, dass sind Kartoffelchips.“

„Oh Wildnis, oh Flucht vor ihr“, sagte ich.

„Ja, die sind völlig verdorben, die Biester.“ Cara stand in der Dunkelheit neben mir und ich konnte sie atmen hören und spürte, wie sich ihr Brustkorb hob. Sie hatte ihre Hand flach auf meinen Rücken gelegt, eine unerwartete Geste, als wolle sie mich nach vorne schubsen. Wir standen da, und dann drehte ich mich um und dadurch wurde diese Geste zu einer Umarmung. Ich küsste sie auf den Mund. Sie erprobte mit ihrer Zunge meine Lippen, meinen Mund, meine Zunge. Sie war ganz leicht in meinen Händen. Federleicht. Ich legte meine Hand auf ihren Po und zog sie an mich heran und sie folgte ganz leicht, federnd. Als sie sich aus dem Kuss löste, atmete sie tief auf und sagte: „Mein Lieber, mein Lieber.“

„Was denn?“

„Du weißt doch, dass ich einen Freund habe.“

„Ja. Und ich liebe ihn auch“, sagte ich.

„Was machst du denn?“ fragte sie. Es war Anastasia, die sie meinte. Diese hatte einige Schritte entfernt von uns auf den Fluss geschaut und zog sich jetzt aus. Sie hatte heute nicht viel an, hatte in ihren kurzen Hosen und ihrem T-Shirt auf der Herfahrt gefroren. Aber der Wind, der uns jetzt umfächelte, war ganz warm, und die Mückenstiche, die wir abgekriegt hatten, schmerzten, sodass man versucht war, sich abkühlen zu wollen. Anastasia legte ihre Kleider zu einem Bündel zusammen und arbeitete sich geduckt die Böschung hinab.

„Das hast du gemacht wie eine Selbstmörderin“, sagte Cara laut genug, dass sie die andere hören konnte. „Wie eine bei der Bank angestellte Selbstmörderin. Fein säuberlich.“ Aber die Schauspielerin drehte sich nicht um. Wie sie das machte, hatte etwas Bühnenreifes. Sie hatte einen – habe ich das schon erwähnt? - schleichenden Gang, der

nun, als sie nackt über Unterholz und Wiese kroch, sehr attraktiv wirkte. Schon war sie im Wasser, prustete, strebte schwimmend auf die freie Fläche hinaus. Die Donau war hier tümpelartig, aber das Wasser hatte einen frischen Geruch. Stasi drehte sich um, und obwohl der Mond schien, sah man anstatt ihres Gesichtes nur Schwärze. „Wer wagt sich hier rein?“ fragte sie.

„Wenn du wieder heil herausgekommen bist, werden dir die Stammesbrüder folgen“, rief ich.

„Wie bitte?“

„Ja, wir kommen gleich!“

„Nie im Leben“, sagte Cara, die sich an meinen Rücken gedrängt hatte. Sie war sehr warm. Es wäre vielleicht für sie nicht so schlecht gewesen, ihre Kleider abzulegen.

„Ich mach's“, widersprach ich.

„Unterstehe dich.“

„Warum?“

„Mich hier den Wölfen zu überlassen.“

„Dann komm mit rein.“

„Nö. Aber gut, geht ihr Schwimmen, ich lege mich ins Auto schlafen. Ich bin noch hundemüde von gestern.“

Sie löste sich von mir, streckte die Hand aus und ich gab ihr den Schlüssel zum Auto. Ich begann mich auszuziehen, legte mein Bündel Kleider neben dem von Anastasia ab. Ich hörte die Schiebetür meines Wagens knallen. Wer da drin hinter Glas lag, hatte nicht mit Mücken zu kämpfen. Ich war nackt. Die Luft auf der Haut tat mir gut, der Schweiß begann schon zu trocknen. Ich folgte den Spuren der Schauspielerin und trat mehrmals auf spitze Äste, kam aber gut ins Wasser. Es war im ersten Moment erschreckend kühl, doch bald, schon innerhalb weniger Sekunden, merkte man, dass es warm war, wärmer als gedacht. Man konnte damit zurecht kommen. Zuerst prustete man, aber schon merkte man, dass man es ertragen konnte. Ich hatte schon vor dem Eintauchen in die Fluten gemerkt, dass sich Anastasia schwimmend entfernt hatte. Jetzt, wo man selbst im Wasser war, konnte man sie gar nicht mehr sehen. Es war zu dunkel. Man sah den Himmel und das Spiegeln des Mondlichtes auf dem Wasser, aber nicht viel mehr. Ich schwamm in die grobe Richtung los, in der sie verschwunden war, und dann, wenn ich lautlos trieb, konnte ich sie hören, mit einem Wusch! der Wellen. Ich zog in großen, konzentrierten Schwimmstößen in die Richtung, aus der ich diese Geräusche vernommen hatte und stieß dann völlig unvermittelt auf etwas Weiches, das ein Fuß sein könnte, und dann war da eine Bewegung und ich spürte ihren Bauch auf mich zukommen. Im nächsten Augenblick drückte sie sich an mich und küsste mich kurz auf den Mund, bevor sie mich los ließ und zurück tauchte. „Einen schönen guten Abend“, sagte sie.

„Ebenfalls“, meinte ich. Ich versuchte ihr Gesicht zu erkennen und sah es deutlicher als vermutet, aber es war sehr dunkel. Die Augen gewöhnten sich an die Nacht und erzeugten Trugbilder, wie mir schien. Alles war weicher und phosphoreszierte. „Hast du Angst vor mir?“ fragte sie, während wir voreinander im tiefen Wasser standen und mit den Armen ruderten.

„Warum?“

Sie schaute mich an und sagte nichts. Dann drehte sie sich um und schwamm weiter. Es ging hier immer am Ufer entlang, und das Wasser wurde flacher und flacher, und dann war da eine Öffnung, aus der kühles, fast eiskaltes Wasser drang. Durch dieses strebten wir vor, mit heftigen Schwimmbewegungen, da wir wussten, dass man hier hinaus auf den großen Fluss kommen würde. Schon riss uns die Strömung fort und hinaus. Sie war stark, sehr stark, und als wir in die Mitte des Stromes kamen, waren wir schon hunderte Meter stromabwärts getrieben worden. Am Anfang, wenn das so passierte, empfand man eine kleine Panik, wusste aber, dass man damit irgendwie zurecht kommen konnte. Man konnte die Strömung nicht besiegen, aber man konnte sie queren und würde dann an

irgendetwas gelangen, das einem Rettung versprach. Ich dachte an Kaiser Friedrich Barbarossa, der mit voller Rüstung, wie manche sagen, in den Fluss gestiegen und augenblicklich ertrunken war. So ähnlich unbedarft war das, was wir hier taten. Aber man hatte das Gefühl, es tun zu müssen. Zumindest ging es mir so. Und es mit Anastasia zu tun, gefiel mir umso mehr. Ihre muskulöse Gestalt schien geeignet dafür. Sie hatte etwas Amazonenhaftes und würde in diesem Umfeld mit mir mithalten können, wenn nicht sogar mich übertreffen, das spürte ich. Dann wurde es ruhig. Die Strömung ließ plötzlich und überraschend nach, und wir konnten jetzt gegen sie ankommen, und als wir auf der anderen Seite des Flusses entschlossen gegen sie an schwammen, war sie schwächer geworden als wir, konnte von uns beherrscht werden. Wir schwammen nebeneinander her und ich hatte Anastasia konzentriertes Gesicht, das nach vorne gerichtet war, eine Weile betrachtet, bevor ich sie fragte: „Warum sollte ich Angst vor dir haben?“

„Weil dir Cara gesagt hat, dass ich positiv bin.“

„Eigentlich nicht.“

„Und du, bist du positiv?“

„Ja, sehr. Aber nicht HIV-positiv. Zumindest soweit ich das weiß.“

„Das ist gut. Ich bin auch nicht HIV-positiv.“

„Du bist nicht krank?“

„Nein. Wie kommst du darauf?“

„Weil Cara gemeint hat ...“

„Weil ich ihr gesagt habe, dass ich es bin. Aber ich habe gelogen um zu sehen, wie du darauf reagierst.“

„Deswegen hast du mich dauernd damit geärgert, dass ich schwul sein soll.“

„Das ist eben mein Sinn für Humor. Nein, ich weiß nicht, welcher Teufel mich geritten hat. Ich habe Angst, vielleicht. Ich habe einen Test machen lassen, vor zwei Monaten, und zuerst war der positiv, stell dir das vor. Ich habe eine Krise erlebt, wie noch nie zuvor. Dann haben sie den Bestätigungstest gemacht, und der war negativ. Wenn sie negativ sagen, meinen sie positiv, also es war nichts. Ich konnte es zu dem Zeitpunkt nicht mehr glauben. Ich war so sehr überzeugt davon, dass ich Aids kriege und daran sterben werde, ich hatte alle Symptome. Ich habe in der Zeit, das waren vielleicht drei Wochen, zehn Kilo abgenommen. Dann bin ich zu einem anderen Arzt gegangen, und der hat mir das Blut abgenommen. Negativ. Dann zu einem anderen Arzt. Negativ. Und ich habe gebeten, man möge diese anderen Werte machen, Western Blot und so weiter. Alles negativ, negativ. Und dann, irgendwann einmal, hat es nachgelassen. Es war da etwas in mir, so stark. Ich hatte so etwas noch nie erlebt.“

„Das erinnert mich an den Roman von Maupassant“, sagte ich, „Fort comme la mort.“

„Stark wie der Tod. Ja. Es ist nicht vieles im Leben, das so stark ist wie der Tod. Und du, Matti, wie geht es dir dabei?“

„Ich habe es ja schon gesagt: Man muss das Leben HIV-positiv sehen. In jeder Hinsicht. Man sollte jeden Tag so tun, als ob man das Virus in sich tragen würde. Denn wir tragen ein Virus in uns, das uns töten wird. Manche kriegen den Gnadentod, und andere müssen zusehen, bis sie immer kränker und schwächer und hässlicher werden und verblöden. Der Tod kennt dann keine Gnade. Aber ich denke mir, wenn es so weit ist, hat man eine gehörige Portion Wurstigkeit und sagt sich: Leck mich, Mr. Tod. Mich kriegst du nicht mehr lebend.“

„Ich war beim Psychologen und er hat gesagt: Diese Angst kommt daher, weil Sie nicht leben. Weil Sie nicht zum Leben stehen. Verlassen Sie Ihren Freund, bevor es zu spät ist.“

„Gute Idee.“

„Oder lassen Sie sich von ihm ein Kind machen. Oder von irgendeinem anderen.“

„Ganz schön cool drauf, der Alte.“

„Hast du denn einen Aids Test machen lassen?“

„Ja. Vor einem halben Jahr. Es ist dabei nichts herausgekommen.“

„Und wie hast du das erlebt?“

„Ich habe mir gedacht: Die können testen, was sie wollen. Glauben tue ich denen nichts.“

„Das kenne ich. Ging mir genau so. Aber hast du Angst gehabt?“

„Nein, Angst würde ich nicht sagen. Es war mir peinlich, weil ich nicht sagen konnte:

Schau, ich bin HIV negativ. Ich dachte mir, vielleicht bin ich schon so geboren. HIV positiv von Geburt an, ein Fluch unserer Rasse.“

Wir waren nun schon ein gutes Stück vorangekommen. Was wir gesprochen hatten, war mit Pausen vorgebracht, da wir schon ganz schön außer Atem waren. Die Strömung hatte wieder zugenommen, obwohl wir hier sehr eng am diesseitigen Ufer waren.

„Ich glaube, ich kann nicht mehr viel länger weiter“, sagte ich, „was hältst du davon, wenn wir hier raus gehen und ein paar hundert Meter stromaufwärts laufen und uns dort wieder in die Fluten werfen?“

„Gute Idee. Du zuerst.“

Es war nicht ganz leicht, an das Ufer zu kommen. Es war hier steinig. Große Steine wechselten mit kleinen, und waren glitschig, und dann gab es wieder welche mit scharfen Kanten. Aber bald hatte ich eine Stelle gefunden, durch die man anlanden konnte.

Anastasia folgte mir dicht auf. Durch das Schwimmen war eine Vertrautheit zwischen uns entstanden. Wir fanden oben auf der Böschung einen Pfad, auf dem man im Mondlicht bequem gehen konnte, und gingen dann so selbstverständlich nebeneinander her, als hätten wir nie etwas anderes getan. Sie hielt sich eng an mich, wie ich es nicht erwartet hätte.

„Was ist eigentlich zwischen dir und der Cara?“ fragte sie.

„Was soll sein?“

„Ihr küsst euch und so.“

„Das ist ein Spiel, das wir spielen“, sagte ich, „ich küsse sie, um zu beweisen, dass ich nicht schwul bin, und sie empört sich jedes Mal, weil sie einen Freund hat.“

„Klingt wie ein lustiges Spiel.“

„Es hat seine Reize.“

„Und, Matti?“

Sie blieb stehen, baute sich vor mir auf. „Was willst du mir beweisen?“

„Darf mich berühren?“ fragte ich. Sie senkte den Kopf leicht, und ich nahm sie in meine Arme. Sie hatte überall Gänsehaut, doch auf meiner Brust und meinem Bauch wurde die Vorderseite ihres Körpers warm. Wir hielten einander umarmt und mir wurde bewusst, wie seidig weich ihre Haut war. Ich berührte sie sacht am Po, ein sanftes Streicheln.

„Du hast mir nicht geantwortet“, sagte sie.

„Als wir uns das erste Mal begegnet sind, das war Liebe auf den ersten Blick“, behauptete ich.

„Hast du das so empfunden?“

„Es war eine große Nähe, was Magnetisches.“

„Ich habe das so empfunden wie einen Schreck“, sagte sie. „Ich dachte mir, das darf nicht sein. Aber ich habe zugleich gehofft, dass es so ist. Dass du etwas Ähnliches spürst.“

„Und warum hast du dich so abweisend verhalten?“

„Ich bin verliebt“, sagte sie. „Immer noch. Ich kann ihn nicht los lassen. Deshalb. Ich spüre, dass du mir gut tun könntest. Sehr gut. Besser, als er das jemals können wird. Aber er ist da. Wie ein Dämon, der mich nicht los lässt.“

Sie schien bemerkt zu haben, dass ich erstarrte. Was immer es war, das mich so entmutigte. Es ging ein kleiner Ruck durch sie und dann merkte ich, dass sie mein Kinn packte. Sie versuchte, meinen Kopf so zu drehen, dass ich ihr ins Gesicht schauen musste.

„Sei nicht so. Ich muss es dir sagen, Matti“, meinte sie in einem beschwörenden Ton. „Ich habe dich nie angelogen, warum sollte ich dich jetzt anlügen?“

„Wer ist er denn überhaupt? Wer ist denn der Mann, den du so liebst?“

„Du kennst ihn.“

„Willst du wirklich sagen, der Egon?“

Ich hatte über ihn gescherzt, aber als ich mir jetzt diesen älteren Mann, wie ich meinte, vor das innere Auge rief, wehrte ich mich, diese Farce zu glauben. Sein dicker Blähbauch, den er über den Gürtel hängen ließ. Die Haare, halb graue Fetzen, die auf der Seite seines sonst von einer Glatze überkrönten Hauptes hingen.

„Es sind wohl die inneren Werte“, meinte ich halblaut, um daran noch etwas Lustiges zu finden.

„Er ist mehr als du denkst“, meinte sie dazu. Ich wollte mich von ihr lösen, aber sie hielt mich fest, und sank in die Knie, um mir mit dem Mund an den Schwanz zu gehen. Ich riss mich los und ging auf dem Weg weiter. Das Herz pochte in mir so laut, dass ich nicht wusste, wie es weiter gehen sollte. Ich merkte, dass sie zurückblieb und konnte hier wieder freier atmen. Man trat jetzt etwas aus dem Dickicht und dem Waldgebiet hinaus und kam auf eine freie Fläche, auf der schon kniehoch der Mais stand. Wiesen waren da, und Felder, weit bis zum Horizont. Es war beinahe Vollmond, und der Himmel jetzt so klar, dass man das Gefühl hatte, es sei Tag, so hell, als könne man bei Mondlicht lesen. Wir waren hier völlig allein, es war Urwald und Wildnis und ländliches Gebiet zugleich, in dem wir hier gingen, nackt, wie uns Gott geschaffen hatte. Aber wenn ich an Gott dachte, dann fiel mir Egon ein. Denn Gott war ja auch nicht besonders attraktiv. Zumindest, wenn man den Malern trauen konnte. Ich war stehen geblieben und blickte mich nach Anastasia um, deren heller, lieblicher Körper etwas von Eva im Paradies hatte. Gerade die üppigen Haare passten dazu. Sie kam heran und umarmte mich übergangslos.

„Es ist schon alles in Ordnung“, sagte ich ihr. „Wir wollen uns nicht streiten.“

„Nein. Küsst mich.“ Ich küsste sie. Es war ganz anders als bei Cara. Anastasia war etwas kleiner als ich, aber nicht viel. Wenn sie auf die Zehenspitzen ging, kam sie mir auf Augenhöhe. Sie hatte große, runde Brüste und breite Schultern, und es war eine Spannkraft in ihr wie das Sportler haben, eine instinktive Einsatzbereitschaft. Oder vielleicht Raubtiere, überlegte ich. Als ich mich im Kuss zu erregen begann, merkte ich, dass sie sich erregte, und dann ging alles sehr schnell und wir kamen zusammen und spürten dann eine Weile nicht mehr viel von dem, was außerhalb von uns so passierte. Es war eine bukolische Szene, wie man sagt. Tieren sehr ähnlich, nehme ich an. Schamlos und unvermittelt und entschlossen. Sie kam dabei schnell zum Höhepunkt, und machte dann weiter, bis auch ich zum Höhepunkt kam und stieß dann Laute aus, die viel intensiver waren als zuvor, als es vor allem um sie selbst und ihre Befriedigung gegangen war. Als hätte sie sich vor allem danach gesehnt, einen anderen zu beschenken, ihn glücklich zu machen. Dieser Ton, den ich da hörte, ging mir sehr tief. Er erfüllte das, was ich empfunden hatte, als sie mit leuchtenden Augen vor mir am Eingang der U-Bahn gestanden und gefragt hatte: „Darf ich mit ins Kino? Du gehst doch ins Kino, oder?“ Wir lagen eine Weile auf der Erde, eng umschlungen. Wie spät mochte es sein? Zwei Uhr, drei Uhr? Wir hatten beide etwas geschlafen, denke ich, im Schutz des Körpers des anderen und des warmen Windes, der über uns hin gestrichen hatte. Jetzt aber wurde es kühl. Wir lösten uns voneinander, rappelten uns in die Höhe und gingen zum Fluss zurück. Bevor wir dort die Böschung hinunter kletterten, hielt sie mich an der Handfessel fest.

„Was war das denn?“ fragte sie.

„Was Positives“, sagte ich.

„War es das, Matti? War es das, was du wolltest?“

„Ja.“

„Das ist gut. Es war auch das, was ich wollte. Gott, es ist so lange her.“

„Was?“

Sie ließ mich los. „Komm, wir gehen, bevor uns die Mücken auffressen. Ich kann keinen weiteren Stich mehr ertragen.“

An dieser Stelle könnte man diese Erzählung eigentlich abschließen. Es war der Höhepunkt der Ereignisse, von denen hier die Rede ist. Wir kamen über den Fluss, das müssen wir nicht erzählen. Wir fanden auch mein Auto wieder, obwohl es noch eine Weile dauerte, bis wir dort angekommen waren. Dann zwei Stunden zu dritt auf dem Campingbett, das in meinem Wagen zur Ausstattung gehörte. Es war sehr eng. Anastasia war schnell eingeschlafen, und ich auch, und als wir erwachten, dauerte es noch eine Weile, bis Cara von ihrem Spaziergang zurück kam. Sie sah zu der Gelegenheit wie frisch gebadet aus, aber ich wette, sie war nicht im Wasser gewesen. Man sah ihr nicht an, dass sie im Wagen geschlafen hatte. Sie hatte die Unterwäsche anbehalten und ihr kleines Kostüm knitterfrei über einen Sitz gehängt und gekämmt und geschminkt war sie auch. Anastasia und ich sahen so aus, wie wir uns fühlten: Schön durchgenudelt und nicht besonders ordentlich. Es war da natürlich etwas vom Glühen der vergangenen Nacht, doch wir verhielten uns beide sehr rücksichtsvoll, auch weil wir wussten, wie sich das für andere anfühlt, wenn zwei frisch Verliebte in der Nähe sind. Die Rückfahrt nach Wien war nicht unangenehm. Der Tag war ungewöhnlich warm. Wir schwitzten und schwiegen die meiste Zeit, doch wenn einer was sagte, dann antwortete ein anderer auch. Als ich Anastasia vor ihrer Wohnung raus ließ, bat sie mich, kurz auszusteigen und sie sagte außer der Hörweite Caras: „Matti, ich bin dir so dankbar. Du weißt gar nicht, wie sehr. Du hast mir das Leben gerettet. Ehrlich.“

Ich wusste nicht, was ich dazu sagen sollte und fragte stattdessen: „Sehen wir uns?“

„Ja, sicher.“

„Wann?“

„Das kann ich dir noch nicht so genau sagen. Ich muss morgen nach München, es läuft da was am Landestheater.“

Kurz gesagt wurde nichts aus uns. Anastasia hat im Jahr darauf Dr. Egon Beinrieder geheiratet. Als er vom Staatsfunk weg zu einem privaten Fernsehsender ging, moderierte sie dort eine Sendung für Astrologie, und das durchaus überzeugend mit österreichischem Akzent, was gerade deutsche Zuseherschichten sehr charmant fanden. Und Cara, die im wirklichen Leben Dr. Stefanie Häussler hieß und Betriebswirtschaft studiert hatte, stieg beim Staatsfunk innerhalb des nächsten Jahrzehnts zur Position der Programmleiterin Nachrichten auf. Zu diesem Zeitpunkt wurden über sie einige Porträts in Zeitungen verfasst. Eines davon schrieb ich, und wie das so üblich ist, plauderte ich zu der Gelegenheit mit einem anderen Kollegen, der ebenfalls über Dr. Stefanie Häussler recherchiert hatte, über Vordergründiges und Hintergründiges. Da erzählte mir der Kollege eine Geschichte, die er als eigentlich als unglaubwürdig abgetan hatte, aber die ihn amüsierte. Und selbst wenn es so passiert wäre, meinte er, könne er nicht darüber schreiben. Also: Frau Häussler habe zuerst mit Dr. Beinrieder geschlafen. Dann habe er sich in die Schauspielerin Anastasia Meier verliebt und geheiratet. Frau Häussler sei da seine Assistentin geworden und habe, ohne die geringste Eifersucht zu zeigen, Frau Meier von Anfang an als ihre Freundin behandelt, und das so weit, dass sie ihr mehrmals Liebhaber zugeführt habe. Das aber sei jeweils mit Billigung des Ehemanns geschehen, dem klar gewesen sei, dass er die physischen Bedürfnisse der Schauspielerin nicht decken könne. Frau Häussler sei sein Schutzschirm in allen Angelegenheiten des Lebens gewesen und habe wünschenswerte von weniger wünschenswerten Liebhabern getrennt. „Sie war also gewissermaßen sein Kondom“, sagte ich dazu, und der Kollege lachte. „Ich habe gehört, Sie seien eher ein Anti-Kondomist“, behauptete er.

„Wer sagt denn so was?“ wollte ich wissen, und versuchte dabei mein Erschrecken darüber zu verbergen, dass dieses Wort bekannt geworden war.

„Man hat so seine Quellen“, meinte er. „Aber seine Quellen verrät man nicht. Sie wissen das doch, Mayr.“

Schon damals, nach der Mondnacht in den Auen von Hainburg, hatte ich gespürt, dass ich Anastasia nicht mehr wieder sehen würde. Es war ein Moment gewesen, als ich in Linz angekommen war und mich in der Stadtschreiberwohnung auf das Bett gelegt hatte. Ich merkte, dass etwas abgeschlossen war. Und auch Cara würde mir nie mehr ihre kleine Hand auf den Rücken legen, und das aus dem gleichen Grund. Da hatte es keinen Sinn, mit einer der beiden zu telefonieren. Und dann habe ich angerufen. Beide. Ich habe oft angerufen. Sie waren nicht da, oder sie konnten nicht an den Apparat kommen und immer würden sie mich zurückrufen. Aber sie taten es nie. Und als ich dann in dieser Zeit bei Cara in die Wohnung kam, wohnte sie nicht mehr da. Und als ich zur Fernsehstation kam, traf ich dort Dr. Beinrieder und er sah gut aus, hatte deutlich an Gewicht verloren und trug ein Toupet. Erinnern aber durfte man sich. An Anastasias Körper, der sich unter dem meinem gewunden hatte, und an ihr Keuchen, an dem man hörte, dass es zählte, was hier passierte. An Caras Geste, diese Hand auf dem Rücken. Schützend, oder auch so, als wolle sie einen schubsen. Ich habe mich später um beide nicht sonderlich bemüht, weil ihre Signale zu klar gewesen waren, aber mit den Jahren hatte sich dann doch mit beiden eine nette Bekanntschaft ergeben. Anastasia hat mir später einmal, als sie am Hamburger Schauspielhaus war und ich gerade in der Stadt weilte, über einem Steak unvermittelt, aus blauem Himmel, gesagt, nachdem wir über alles mögliche andere geredet und schon einiges an Wein konsumiert hatten: „Du hast mich damals gerettet. Du weißt das. Ich war ausgehöhlt. Ich konnte nicht mehr arbeiten.“

„Weil der HIV-Test positiv gewesen war.“

„Ja. Und ich konnte es mir nicht erklären. Gott, ich war mit dem Egon damals schon fünf Jahre zusammen und ich hatte mit niemandem sonst geschlafen. Und er – er kann nichts geben. Er ist kalt wie ein Fisch. In den Jahren hat er die Nudel versenkt – warte mal – vielleicht drei Mal.“

„Aber so sehr bist du dann mit mir auch nicht auf die Kosten gekommen“, merkte ich an.

„Und du wärst auf deine Kosten gekommen, glaube mir das.“

Sie schaute mir in die Augen. „Matti“, sagte sie, „mir tut das alles furchtbar Leid. Ich konnte nicht anders. Ich war abhängig von dem Mann. Ich habe es dir von Anfang an gesagt. Und er hat mir damals immer wieder eingeredet: Wenn du es einmal mit einem anderen treiben willst, dann mach es richtig, weil ich erlaube es nur einmal.“

„Er gab dir einen Schuss frei. Das ist nicht viel.“

Sie schüttelte den Kopf. „Und dann, als das mit uns passiert war ... du kannst dir das nicht vorstellen. Es war die Hölle. Ich kam nach Hause ... und ich habe ihn gesehen, wie er wirklich war. Er war lächerlich, eine Karikatur. Aber ich konnte es nicht glauben. Ich wurde selbst zu einer Karikatur. Ich war seine Sklavin, damals. Deshalb habe ich mich nie mehr bei dir gemeldet. Gott, das ist lange her. Heute würde ich mir überhaupt nichts mehr sagen lassen. Aber damals war ich ihm hörig.“

„Ja, das stimmt.“

„Ich stand völlig unter seinem Einfluss. Was er mir gesagt hat, das war Gesetz.“

„Und deshalb warst du so oft im Café Museum? Der Kellner dort hat erzählt, dass du jeden Tag mit einem anderen da gegessen hast.“

„Das mit dem Garten, diese Geschichte von Schönbrunn, war mein Test. Ich habe die Geschichte jedem erzählt. Aber ich brauchte einen Traumtänzer, Matti. Einen Verrückten wie dich. Ich hatte es mit der Cara lange besprochen. Wir nehmen – wenn es denn nur einmal sein soll - einen, der das Gegenteil von dem Egon ist. Einen, der nicht Karriere machen will. Einer, der sich nicht mit dir schmücken will. Einen Mann, einen richtigen Mann, der nichts anderes will, als mit dir zu schlafen. Weil er dich geil findet, so wie du bist.“

„Kurz gesagt, einen Schwulen“, sagte ich.

Sie lachte auf. „Ja. Das waren Zeiten!“

Als ich wenige Tage nach dem Ereignis und nach zahlreichen vergeblichen Anrufsversuchen verstanden hatte, dass mich Anastasia und Cara benutzt hatten, war da ein beengtes Gefühl in mir, die Empfindung, das Land verlassen zu müssen. Das wollte ich nicht. Schließlich hatte ich mein Literaturstipendium abzufeiern. Aber in die Berge wollte ich doch. Ganz hinauf, hoch oben, wo die Natur aufhört und der Stein beginnt. Es mag das ein sehr alter Impuls sein, der Alpeneinwohnern wie mir eingeboren ist. In Notzeiten zieht man sich ins Gebirge zurück. Und diesmal steckte eine kleine Dosis Todessehnsucht in mir, gemischt mit dem Bedürfnis, die Nacht, die ich mit Anastasia erlebt hatte, noch einmal allein nachzuvollziehen. Es sollte eine Nacht sein und es sollte ein Nervenkitzel sein wie das Gefühl, sich in einen Fluss zu werfen, dessen Strömung stark ist, und dessen Untergrund man nicht kennt. Wir hätten damals in der Donau auch gegen aufragende Felsen geschmettert werden können. Es war vielleicht auch die Erfahrung der gemeinsam überstandenen Gefahr und die Erfahrung, ein gemeinsames Risiko bewusst getragen zu haben, das dann die animalische Intensität geweckt hatte, zu der ich sonst wahrscheinlich nicht fähig gewesen wäre. Nun war der Fluss der Empfindungen gefroren.

Der Alpengletscher lag verlassen. Es war ein wolkenloser Tag geworden, als ich den Wagen am Ende der Hochalpenstraße parkte. Auf der Betonterrasse oben über dem Abgrund waren noch einige Japaner auf Motorbikes mit Münchener Kennzeichen abgefahren ins Abendrot, dann war ich allein. Der Gletscher starb mit braunen Falten, stellte ich fest. Heute ist er ganz verschwunden. Damals schien er ein klägliches Rest, doch je näher man ihm kam, desto mächtiger wirkte er. Beim Hinunterbalancieren über losgebrochene Steighölzer merkte man, wie tief das ewige Eis abgesunken war, aber es teilte sich einem doch die „Ewigkeit“ mit – die dann letztendlich doch keine gewesen ist, nicht wahr? Das Hochschauen zu den Wallbauten am Hang kam, wenn man dort auf dem Eis stand, aus einer unerwarteten Tiefe, als würde man in der Hölle stehen. Die Talstation des Schrägaufzugs klebte oben am Hang: Ein oranger Bienenkorb.

Es wurde sehr dunkel, und im Zwielight las ich auf einer Tafel, dass der Gletscher zweihundert Meter tiefer gefallen war, seitdem es die Geleise des Schrägaufzuges gab, der, am Stein festgeklebt, zur Straße hoch schnürte. Der Steig verlor sich zum Gletscher hinab, der schräg - einer erstarrten Zunge gleich wie in einem Horrorfilm der fünfziger Jahre - aufragte, staubig und künstlich. Gurgelnde Rinnsale hörte man da, aber man sah auch die Spalten. Ich musste darüber gehen, über das Sperrgebiet hinaus mit den Trittketten. Ohne Stock, auch wenn es knackte und unter dem Eis gurgelte wie von einem unterirdischen Fluss. Irgendwo war da Licht unter dem Eis, vom Abend her, leuchtete bläulich. Wenn man erst einmal über den Grenzbach gesprungen war auf die andere Seite und vom Prall des Uferschnees drüben die Gelenke spürte, hörte die Angst vor dem Ungewohnten auf und es war eine Nähe und ein Duft von Anastasia, wie ich das seit Wochen nicht mehr verspürt hatte. Wenn man sich einmal nahe gewesen ist, und das auf eine so einfache, elementare Weise, wie wir das erlebt hatten, dann zählt das in manchen Momenten wie Jahre, die man mit einem anderen verbracht hat. Der andere ist präsent, ganz klar, kann einen durchfluten.

Das Geröll hatte sich mit dem Eis vermischt und wanderte zum Schmelzsee hinab. Alles war im Umbruch. Ich tappte im Dunkel in lehmigem Brei, die Steine versanken am Rand beim Zurückstolpern, wenn ich in eine Gefahrenzone gekommen war. Hier konnte der Gletscher Steine fressen, wie man das sonst nur von Treibsand kennt. Es gab offensichtliche Gefahren wie diese, aber waren da noch andere Gefahren? Irgendwo war da eine Zacke abgebrochenen Eises unter den Steinschichten. Als nächstes klatschte ein flacher Stein, als ich den Fuß darauf setzte, einen halben Meter tiefer in ein Rinnsal. Mit dem Fuß halb eingebrochen in einem panischen Moment, rappelte ich mich hoch und hetzte gleich ein paar Schritte weiter auf unsicherem Grund. Zwischen den Steinen

plätscherte es in der Tiefe und ich lief, bis ich wieder ruhig geworden war, als das Territorium wieder fest wurde.

Es war jetzt Nacht geworden, die Augen gingen im Dunkel auf, aber sie war noch nicht scharf. Es lag ein silbriger Schein auf den Steinen. Jetzt konnte ich am Rand der Gletschermündung in die Tiefe hinabsteigen. Dort war mehr Erde als vorher, einmal staubig, dann eine Geröllmischung, auf der ich ein paar Schritte weiter rutschte, dann kam wieder das Klebrigweiche, in dem der Fuß schmatzend stecken blieb. Ich sah die Stelle glänzen, und vermied sie, indem ich zur Seite sprang. Wieder war es eine helle Nacht, wie damals, doch es ging nun schon vom Hochsommer in den Herbst. Der heutige Tag war warm gewesen. Bald würde der Gletscher gefrieren und dann wieder wachsen, wenn auch vorübergehend, um im nächsten Jahr ein Stück mehr abbrennen und sich auflösen wie Lieben, die nie gelebt wurden.

Das Rauschen, das ich in der Tiefe gehört hatte, war ein Schmelzbach: Er kam vom Restschnee auf den Berghängen und unter dem Eis hervor. Einmal braunes Eis, dann Schwemmlandchaft, halb See, halb Sand darüber. Es war sehr dunkel geworden. Ich sah nur mehr schemenhaft Schneekrusten, über die das Wasser noch glasklar und weiß schäumend lief und beides immer wieder ineinander verwirbelte. Bevor es ins Becken ging, wurde es hart und steil. Vorsicht! Dort war keine Erde mehr, sondern blankes Eis, mehrere Meter tief. Höhnisch glänzte es unter der Staubschicht, während ich mit pochendem Herzen am Abgrund hockte.

Dann die Schmelzbäche. Größere Bäche zu queren war schwierig. Schon bei Rinnsalen hatte das Wasser das Geröll ausgehöhlt, es ging unter dem Körpergewicht sofort in schmatzenden Lawinen ab. Oft aber war ich schon darüber gesprungen, wenn es passierte, oder war zurückgezuckt, was nicht schwer war, weil sich das Gestein nur schwerfällig, wie in Zeitlupe, löste.

Große Bäche zwangen mich zum Absteigen, vom Gletscher ins Bassin, dort gab es Verlandungen, unter denen das Wasser einfach verschwand. Der glatte Sand dort war tragfähig, spannte sich über einen unterirdischen Bach. Den hörte ich wieder murren, unter dem Fels, den musste ich überwinden: In Spalten ein linear fließendes Geräusch in der Tiefe. Das Springen im Mondlicht war schwierig, eine wandernde Wolke hieß stehen bleiben. Ich trat fehl, verstauchte mir den Knöchel, merkte daran erst meine Müdigkeit, wollte jetzt eigentlich nur mehr heil von hier heraus kommen.

Dann wurde es leichter, fast so überraschend und schnell wie damals in der Donau, als man in ruhiges Gewässer kam. Ich gelangte an eine Stelle, wo sich das Schmelzwasser zu einem oberflächlich gekräuselten See vereinigte. Man sah es schön: Es war wie ein Himmel auf der Erde, das Licht der Sterne schimmerte von unten her auf. Ich erkannte Moos, und das Erdreich wurde zunehmend fester. Ich ging jetzt auf dem weichen Kissen des Moores rund um den Gletschermund. Zwischendurch trat ich auf den Fels, dort sah ich die Kratzspuren, wo vor langer Zeit das Eis den Stein geschliffen hatte. Ich schritt dort ganz leicht, fast schwerelos dahin, und war den Sternen näher. Erst sah ich nur ein paar davon, die stärksten. Dann immer mehr, großtropfige Wegweiser, hinter denen sich mehr und mehr Punkte zu Flecken und Spiralen und Netzen zusammensetzten.

Ich hatte in der alten Franz-Josephs-Höhe übernachtet, einem Gasthof und Hotel, das wenige Jahre später niedergebrannt ist. Ich saß im Frühstücksraum auf dem Mobiliar und benutzte die Silberlöffel, mit denen Erzherzog Johann hundert Jahre zuvor sein Frühstücksei gelöffelt hatte. Als ich am Vormittag nach dem Schneesturm, der die ganze Nacht hindurch geheult hatte, über den Bergsteig zur Parkgarage ging, leuchtete die Eisfläche über den Felswänden intensiv auf. Darunter sickerte Schmelzwasser, und die Farben des Steins gleißelten auf. Unter der Eisschicht liefen Luftblasen herab wie hin und her irrende Insektenschatten. Wenn ich auf den Fels schaute, war das eine senkrechte, filmdünne Wasserfläche mit funkelnden Eiszapfen, die zum Erdmittelpunkt hin zeigten.

Kristallbüschel sah ich darunter auf dem Weg, mit Pflanzeneinschlüssen, Grashalme oder Blüten. Und das Ganze kam im Schmelzen durcheinander: Schneeflocken oder abgebrochene Eiszapfen, kleine Eisstücke taumelten über den Abhang, Wasser gurgelte dazwischen und riss Steine mit, die kollerten, und die Erde schmolz und wurde weich und lebendig unter den Schuhen.

THE END

Lesenprobe aus „Der Boyfriend“ von Berndt Rieger:

Tango argentino

Es gibt in unserer Stadt zwei Tanzschulen. Eine liegt an der Autobahn, und die andere in der Stadt, dort wo ich wohne. Mitunter kriege ich einen Anruf von der Tanzschule in der Stadt, ob ich an dem oder jenem Abend frei bin. Es wäre da eine Dame ohne Tänzer, und dieser Tänzer bin dann ich. Man könnte sogar sagen: Sobald sich eine Frau als Single zum Tanzkurs anmeldet, geht im Kopf der Vortänzerin dieser Tanzschule eine Lampe an, auf der mein Name steht. Darauf liest man dann so etwas wie: Single, hat immer Zeit. Oder: Passabler Tänzer, mag es, wenn es nichts kostet. Ja, hallo, Herr Mayr, hätten Sie am Dienstagabend Zeit? Es hat sich eine Dame angemeldet und Sie wissen ja ...“

Es gibt zwei solcher Männer. Der andere ist schon im Ruhestand, ein untergesetzter Herr im Anzug, rückwärts gegeltem Haar, Brillen und Bauch, der weit besser tanzt als ich. Die Damen kennen ihn meist, und wenn sie das nicht tun, dann lernen sie ihn kennen. Er kann führen. Er ist da sehr entschieden, und je klarer seine Anweisungen befolgt werden, desto stärker grinst er auch. Er hat immer so ein Lächeln auf den Lippen, wenn er sich an mir vorbei schiebt, obwohl er mit mir noch kein Wort gewechselt hat. Ich merke nur, dass er an den Tagen, an denen er die ältere Tanzpartnerin abgekriegt hat, verstimmt wirkt. Und hat er die Junge und ich die Alte, strahlt er manchmal über das ganze, abgefeimte Gesicht, der Dreckskerl ...

Irgendwie cool, diese Tanzschulen. Wenn man daran vorbei geht, schimmern Lichter in allen Farben, ein Hauch von Prostitution. Die Innenausstattung der Tanzsäle ist dann ein krauses Durcheinander von Accessoires, die nie schön und zu keiner Zeit angesagt waren, aber es gab in jedem Zeitalter einen, der eine falsche Geschmacksentscheidung getroffen hat, und jetzt pappt da Zeugs an der Wand, das für den ersten Abend mit einer Dame ein gutes Gesprächsthema abgibt. Gemeinsam über etwas ablästern, das ist der Beginn jeder Tanzkursliebe.

Hier ist man Dame und Herr. Gerade ältere Semester ziehen sich entsprechend an. Ein schönes Hemd, eine schicke Hose, elegantes Schuhwerk. Wahrscheinlich gibt es keine Frau, die sich für Tanzen interessiert und dabei keinen Wert auf schöne Schuhe legt. Man hat sogar den Eindruck, dass hier Schuhe ausgeführt werden. Es sind einsame Frauen, die mit ihren Schuhen sprechen: Schau, Hasi, das hier ist jetzt also die Tanzschule. Wenn ich an das weiche Leder von Schuhen denke, und wie zart so was poliert werden kann, wenn ein Mensch es auf schöne Schuhe angelegt hat, durchfährt mich ein Schauer der Erregung, he he ... da fällt mir ein, dass der Kosenamen für solche Frauen „Gucci-Täschle“ ist. Frauen mit seidiger Haut und schönen Schuhen.

Ich habe den Namen der ersten Dame vergessen, die ich durch einige Tanzstunden begleiten durfte, und ich glaube, wir haben in unseren Gesprächen zwischen den ewig gleichen Musikstücken keine wichtigen Themen gewälzt. Woran ich mich aber erinnern kann, sind die Schritte, die wir gemeinsam gemacht haben, und das bleibt. Den weichen

Widerstand, den es im Körper bei Richtungsänderungen eines Tanzpaares gibt, ein ungemein feinfühliges Zusammenspiel von Muskeln, Sehnen, Gelenken, Knochen, und irgendwo gibt es ein Gehirn, das das alles kontrolliert, und wie. Wenn Bürokrationen schlaue wären, würden sie bei Polizeiverhören einfach einen Tanzkurs veranstalten, bei dem Vernehmungsbeamte mit Delinquenten tanzen müssen. Man erfährt dabei in einer Stunde mehr über eine Person als nach zehn Jahren Psychoanalyse.

In der ersten Stunde war da mit Sabine – jetzt weiß ich es wieder - so ein gegenseitiges Einspielen, das sie einfühlsam und mit Geduld und Nachsicht übte. So kann nur eine Krankenschwester tanzen, und das war sie auch, mit dunklen Ringen unter den Augen von Nachtdiensten und Dokumentationsstress, aber immer noch mit der sanften Begabung, die manche Menschen zu diesem Beruf hinzieht. In der zweiten Stunde dann genoss Sabine es richtig, in meinen Armen zu liegen und von mir geführt zu werden.

Führung – wie habe ich das Führen immer schon gehasst! Ich kann alles, nur nicht Führen. Ich kann es nicht – und ich will es nicht! Ich sage Menschen äußerst ungerne, wo es hingehen soll. Das beginnt schon bei Zweijährigen. Ich gehöre zu den Menschen, die einem Zweijährigen, der an einer geladenen Schusswaffe herum fummelt, sagen würden: Gut, du musst wissen, was du tust. Du bist immerhin schon – zwei Jahre alt. In der Tanzschule aber führe ich, indem ich einfach so tanze, wie ich will. Und in der Tanzschule, dieser Ausgeburt des 19. Jahrhunderts, wo die Dame noch Dame und der Herr noch Herr ist, ist das auch o.k. Da verbeißen sich emanzipierte Frauen, die im Beruf ihren Mann stehen, jede Anmerkung, und führen lammfromm aus, was ihr Meister vorgegeben hat. Das ist so komisch!

Egon, mein Konkurrent hier, der früher mal Schuhverkäufer bei Karstadt war, wo er einmal gesagt haben soll, er sei Gentleman, aber er duelliere sich nicht. Bitte! Wenn einer ein wahrer Edelmann ist und jemand verletzt seine Ehre, dann muss er einen doch fordern, oder nicht? Da wirft man dem anderen seinen Schuh ins Gesicht, und der muss den dann putzen ... Egon also, der bessere Tänzer, führt gern. Vielleicht ist es so, dass Männer, die nichts zu sagen haben und im Geschäft tagaus tagein katzbuckeln müssen nur damit irgendeine Kundin dann doch mit einem der zahlreichen Paare abzieht, die sie beim Anprobieren über den ganzen Laden verteilt hat, dass diese Männer dann gerne abends zeigen, dass sie Edelleute sind, Großgrundbesitzer des Gefühls, Herrscher der Selbstbeherrschung beim Setzen ihrer Schritte und Despoten auch in Bezug auf die Körper, die ihnen am Arm hängen. Mir als Schreibtischtäter sind dergleichen Gedanken fern. Ich habe den ganzen Tag freie Bahn, wenn ich meine Geschichten verfasse. Wozu sollte ich dann am Abend erschöpfte Frauen triezen? Kann ich nicht. Will ich auch nicht. Noch was Schönes an Tanzschulen: Das Duzen. Auch wenn dort ein 17jähriger mit einer 74jährigen tanzt, nennt er sie doch, „Du, Margarethe, was war denn das jetzt? Das geht so!“ Und in diesem von farbigem Licht schillernden, von Musik durchwaberten Milieu der Halbprostitution, in dem 74jährige Frauen schlank sind, Röcke und hochhackige Schuhe tragen und sich viel zu stark parfümieren, hat der 17jährige mit seinen guten Muskeln und dem flachen Bauch auch Recht. Denn er ist schöner, und wer schön ist, darf regieren. Hier gelten andere Gesetze, und sie sind alle in der zweiten Person Singular abgefasst.

Zurück zu Sabine. In der zweiten Stunde sagte der weiche Widerstand in ihren Gliedern, dass ein Miteinander klappen würde. Klappen könnte. Sie ließ sich in meinen Arm sinken. Sie lehnte sich an meine Brust. Sie sah mir in die Augen und es war da eine Frage, die man auch unbekleidet und unter Benutzung der in solchen Situationen vorgesehenen Körperteile klären hätte können. Aber es geht auch so dezent, wie das eigentlich nur beim Tanzkurs geht, in dieser Anonymität, in der man keine Adressen austauscht. Die Frage: Liebst du mich? Und wenn nicht, vielleicht doch ein wenig? Und wenn auch dann nicht, dann verabschiedet man sich ganz leicht vom anderen. Denn hier auf der Tanzfläche ist jeder nur dazu da, dem anderen als Folie zu dienen, als Abziehbild einer Zweisamkeit, die wahrscheinlich im wirklichen Leben viel komplizierter wäre. Es sind Ehen, die nur so lange

dauern, wie sie schön sind: Drei, vier Minuten. Oder auch länger, wenn es gut geht. Aber das geht es nur selten.

Dann kam die dritte Stunde, in der Sabine beim Tanzen relativ häufig patzte. Schon beim Eintreten in den Tanzsaal bemerkte ich ihre tief liegenden, dunklen Augen. Sie erklärte es mit Nachtdiensten und Müdigkeit, aber es war da eine Traurigkeit, die daraus entstand, dass sie spürte, dass zwischen uns nichts werden würde. Ich nehme das an. Ich spürte es, oder besser gesagt: Ich wusste es. Zu einer vierten Stunde ist es nicht gekommen. Es war eine dieser subtilen Sachen, wie das nur Frauen kennen. Aber auch Männer spüren es. Wissen aber nicht, wodurch es zustande kommt. Was es bedeutet. Hat man etwas gesagt, das diese Enttäuschung bewirkt hat? Oder sitzt zu Hause einer, der ungeliebt war, weshalb man zum Tanzkurs ging, und jetzt hat man wieder erlebt, wie die Säfte fließen können, und liebt ihn doch und sagt sich: Heute bin ich das letzte Mal beim Tanzkurs. Was soll ich hier mit Leuten wie Matti herum hopsen, wenn ich doch zu Hause einen richtigen Mann habe? So einer wie dieser Schriftsteller eignet sich doch höchstens als Boyfriend, das ist doch kein echter Kerl wie der strunzblöde Fettwanst bei mir daheim ... diese Beschreibung ist mir jetzt herausgerutscht, ich meinte natürlich, diese prächtige gestandene Mannsbild von Glatzkopf Bierbauch Grilltyp, den so eine Sabine im Alter von Mitte Vierzig wahrscheinlich zu Hause hat.

Oder lag es doch an meinem schlechten Ruf als Eintänzer? Vielleicht hatte sie erfahren, wer ich war oder wie ich war oder hatte etwas gehört von irgendwelchen Bekannten – ja, der besamt das ganze Stadtviertel, was soll das? - oder vermutete dieses oder jenes oder zog irgendwelche Konsequenzen. Vielleicht hatte es aber weder mit mir noch mit ihrem Liebsten zu tun, sondern war ein Entschluss oder eine Erfahrung, die zwischen ihr und jedem anderen Menschen stand, der die Gefühle der zweiten Stunde in ihr auslösen konnte. Vielleicht sollte man sagen, sie hatte einen Entschluss gefasst und diese Traurigkeit war das Resultat, dass sie sich dergleichen Entschlüsse zumutete. Sie hatte diese Art, mit sich umzugehen, wahrscheinlich aufgrund irgendwelcher Verletzungen, oder weil sie immer schon so war. What shall's, wie das manche sagen.

Das ist so interessant! Man hat gar nichts miteinander erlebt außer diese stupiden Schritte. Aber es passiert dabei unwahrscheinlich viel. Es ist fast, als wäre man gemeinsam im Urlaub gewesen, hätte diesen Ablauf von Tag und Nacht, von Intimität und Indifferenz, von Trunkenheit und Klarheit, von Ungeduld und Ruhe, von Geben und Nehmen, erlebt, und endlos gesprochen, über sich und den anderen, und erfahren, wie der ist, wie der tickt, was er will, was er nicht will. Es ist, als hätte man das schon miteinander durch, und hat eigentlich nur den Duft des anderen in der Nase. Wie das eben ist, wenn man so eng aneinander steht. Man riecht ihn, man riecht die Seife, die er verwendet, Parfüm, Haarwasser, und darunter riecht man ihn selbst. Das geht nicht aus einer Distanz von zwei Metern, wohl aber, wenn man auf Tuchfühlung geht. Man riecht sein Haar, seine Gesichtshaut. Wenn er spricht oder lächelt oder schweigt und eine Miene zieht oder stöhnt oder seufzt, ist man aus nächster Nähe dabei und hat ein fast existentielles Erlebnis, als wäre man selbst reduziert auf Fleisch und Haut, und der andere auch, und was immer er sonst mit Gestik und Mimik und Kleidung beabsichtigt, das wird jetzt als Pose durchschaut.

All das gilt umso mehr, als man die Hand auf dem Rücken des anderen hat. Man spürt durch das Hemd die Haut, und unter der Haut Bindegewebe und Knochen und Muskeln, wie sich das zusammenzieht und entspannt. Man hält seine Hand, seine Finger, die sich anschmiegen können, schlaff sein oder steif, etwas mitteilen oder schweigen. Und wenn man sich dreht, dann wird der andere zum Gefährt. Man hat den anderen wie einen Lenker in der Hand, anstatt aber auf einem Fahrrad oder Moped zu sitzen, bewegt man das Moped durch den Saal, und es ist etwas Lebendiges, vielleicht eher wie ein Reh, oder ein Computer, der so hoch kompliziert und anpassungsfähig ist, dass man mit einer Handbewegung einmal eine Atombombe entschärfen und ein anderes Mal ein Gefühl von

Zärtlichkeit auslösen kann. Die Erfahrung des anderen, von einem geführt zu werden, trifft mit der Erfahrung des Führens zusammen, und daraus ergeben sich mehr und mehr Konsequenzen, sodass man irgendeinmal das Gefühl gegenseitigen Studierens und aufeinander Eingehens hat und bald gar nicht mehr weiß: Wer zähmt jetzt wen? Wer erzieht wen? Ist das jetzt Liebe oder Hass oder wirklich nur das Erlernen irgendwelcher Tanzschritte?

An dieser Stelle möchte ich auf Diana zu sprechen kommen. Es war das vielleicht keine gute Zeit. Heute erkenne ich mich selbst in dieser Phase nicht recht wieder. Später hat sie mir einmal aus der Distanz gesagt, ich hätte irgendwie merkwürdig gewirkt, sehr „abgehoben“. Sie hätte mich für arrogant gehalten, aber dann beim zweiten Mal hatte sie etwas gespürt, und zwar, dass ich ihr sympathisch war. Sie konnte nicht genau sagen, was es war. Ich glaube, sie hatte gespürt, dass ich bedürftig war, dass ich den Tunnelblick hatte. Denn tatsächlich war Diana nicht unbedingt geeignet, mir über meine Midlifecrisis hinweg zu helfen, die mich voll im Griff hatte. Was ist das, eine Midlifecrisis? Ein blödes englisches Wort schon mal. Aber auch jener Zustand in der Mitte des Lebens, von dem Dante geschrieben hat: Wenn ein Wurm dort ankommt, hat er so viele Falten, dass er sich freiwillig in der Mitte durchschneidet in der Hoffnung, es wachsen auf beiden Seiten jüngere Stummel nach. Oder so ähnlich.

Über Jule möchte ich hier nicht viel sagen. Aber freilich ist mir auch klar, dass alles, was ich hier als Midlife-Crisis beschreibe, Post-Jule ist. Die Begegnung eines Mittvierzigers mit einer Dreißigjährigen, von der kein Mensch schreiben kann, sie sei schon etwas „trocken“ geworden. Nein, Jule stand im Saft. Aber wie. Sie war eine rastlose Person, die gerne reiste und hatte ein Wohnmobil, in dem wir Liebe machten und wenn sie da auf mir hockte und in mich reinballerte, schaukelte nicht nur der ganze Wagen, sondern es wurde alles so angenehm und weich und duftend, dass man denken könnte, es wären Drogen im Spiel. Saftig und fruchtbar war die Gute. Ich aber erkannte, dass ich nun in einem Stadium war, in dem man weder noch ist. Man sieht nicht nur älter aus, man ist auch etwas trocken und etwas weniger potent geworden. Nun gut, nicht so, dass es gleich auffallen würde. Aber immerhin doch. Es sind die Lebensfreuden, die nachlassen. Wo man früher aus der Fülle der Empfindungen kaum Luft holen konnte, freute man sich jetzt ein bisschen. Wo es einmal so war, dass man drei Nächte hintereinander durchgemacht hatte, jammerte man jetzt schon, wenn man „nur“ sechs Stunden geschlafen hatte. Dass all das mit dem Altern zu tun hat, war mir schon klar. Aber als mir Jule so wie Boris Becker dann die SMS schickte, in der stand: „Es ist aus“, war da ein großer innerer Aufschrei vergleichbar mit dem Gefühl der Männer auf der Titanic, als die Frauen im letzten Rettungsboot weggefahren waren. Ich schrieb also zurück: „Auch okay“. Meinte es aber nicht so. Ich wusste, warum sie Schluss machte. Weil ich alt wurde. Alt geworden war. Weil es andere Männer gab, die besser aussahen, klüger waren und hoffnungsvoller. Männer, die ihr Leben noch vor sich hatten. Wenn es aber nach Jule ging, dann war mein Leben schon vorbei. Man muss es erlebt haben um zu wissen, was es bedeutet. Wie sehr es einen prägt, wenn ein anderer Schluss macht, weil er keine Hoffnung mehr für einen hat. Wenn ich mir heute überlege, wie ich darüber dachte, bin ich überrascht und frage mich, wie kann eine schmale, mittelgroße Frau um die Dreißig mit einer relativ großen Nase, hübschen Brüsten und Storchenbeinen so sehr Besitz von einem ergreifen? Ich dachte beständig an sie, obwohl ihr hervorstechendstes Merkmal das war, generell nur über sich zu sprechen, und das im klagenden Ton. Später, als ich längst über sie hinweg war, hat sie mich noch einige Male besucht und wir gingen in ein Cafe und redeten miteinander und während sie sich ausschüttete über diese und jene Intrige und von ihren Feinden erzählten, die sie ins Visier genommen hatten, die sie piesackten und nicht mehr los ließen und immer neue Attacken gegen sie führten, und wie sie davon krank wurde und nicht mehr könne und was auch alles, und dabei ihre fanatischen Augen auf mich heftete wie damals, als wir noch ein Liebespaar waren, dachte ich: Wie kannst du jemals etwas

für diese Person empfunden haben? War der Sex wirklich so gut? Ja, war er. Wenn ich denke, wie rot ihr Kopf dabei wurde. Sie war so verbissen bei der Sache wie jetzt, wenn sie von ihren Feinden berichtet, alles dabei auflistet, immer wieder darüber sprechen kann. Genauso war ihr Fanatismus, wenn darum ging, es sich besorgen zu lassen. Keine Zärtlichkeiten, nur diese herrliche Verbohrtheit ...

Und doch hat sie mich abgeschossen wie einer, der nicht Auto fahren kann, in das Auto eines anderen fährt, und der ist dann tot. Oder fast so. So empfand ich es zumindest anfangs. Es war eine Liebesgeschichte, wie man das nennt. Vielleicht sollte man andere Wörter dafür erfinden wie Horrorfilm, aber das Wort ist schon erfunden. Eine Sache, wo man miteinander zu schlafen anfängt, und man kann nicht genau sagen, warum, außer, dass es was Hormonelles sein muss. Und dann hört die Sache irgendwie unangenehm auf. In unserem Fall war es so, dass sie dann eine SMS schickte mit der Nachricht, dass Schluss ist. In diesem Augenblick wusste ich: He, das war gar keine BUMSMAUS, mit der du ein paar schöne Tage verbracht hast, das war eine große Liebe. Wahrscheinlich ist das Handy dafür erfunden worden, banale Begegnungen mythologisch zu überhöhen. Denn der Kontrast zwischen jedem Zusammensein und diesem mechanischen Ende wird immer groß sein. Dadurch erreicht man eine angenehme Fallhöhe. Nur dann, wenn man auch zu Ende gesimst hat, war man wirklich verliebt.

Ich finde das nicht schlecht, kurz, kühl und in sicherer Entfernung vom anderen Schluss machen zu können. Danke Telekom, Ou Too und Konsorten. Was früher in Mord und Totschlag münden musste, wird jetzt maximal zum kaputten Handy. Oder zum Upload ins Internet, wo man alle Liebesbotschaften, die man gespeichert hat, bei Twitter los wird. Heutzutage macht keiner mehr außerhalb des Handys Schluss. Wo früher das Faustrecht herrschte, regiert heute der Daumen, der Buchstaben eintippt. Under your thumb war man im Englischen ja früher, und über den Daumen peilte man auch im Deutschen. Fröhliche Zukünfte, die da ersehnt werden, wenn man Liebhaber erst mal los geworden ist. Diana - der Name ist ungewöhnlich für eine Frau in ihrem Alter, das ich grob als Sechzig angeben würde. Das ist jetzt vielleicht ein bisschen gemein, denn sie sieht nicht aus wie Sechzig. Sie hat, wie man sagt, überhaupt kein Alter. Und nun, da ich Diana kennen gelernt habe, verstehe ich erst, was mit dieser Phrase gemeint ist. Es gibt Frauen, die setzen sich über alles hinweg. Manchmal kommen sie damit durch, manchmal nicht. Und der Alterungsprozess, von dem gewöhnliche Sterbliche vermuten, dass sie ihm ebenso unterworfen sein könnten wie andere, an denen sie Alterungsvorgänge beobachten, gehört zu den Dingen, die für eine Diana nicht existieren. Das ist von ihr gar nicht böse gemeint, sondern ist eben so. Sie war nie zwanzig, nie vierzig und ist nun auch nicht sechzig. Sie war eben immer, die sie war und heute noch ist und wird auch morgen immer sie selbst sein. Ihr Tod ist nur als Verlassen eines Raums denkbar und Wiederauftauchen in einem anderen Raum, in dem sie wieder Diana sein wird, die Alterslose, die Ewige. Hat immer schon gut ausgesehen, sieht auch noch gut aus für ihr Alter. (Auweia, wenn es bloß so wäre. Sie hatte wirklich sehr viel von Jule, außer deren jugendlichen Charme, denke ich.).

Als ich in die Tanzschule kam, lehnte da eine Orientierungslose, sehr blass, sehr schmal, mit einem eleganten Hemd und ich fragte: „Ist das hier der Tangokurs?“ Sie zuckte mit den Achseln. Als ich die Vortänzerin begrüßte und die mich angrinste, flitzte ihr Blick gleich auf die Orientierungslose hin und ich wusste Bescheid. Das also ist sie, eine Sechzigjährige. Sieht aber gut aus.

„Hallo, ich bin der Matti“, sagte ich, und sie stellte sich vor mit „Diana.“

Wir hörten zu, was uns die Vortänzerin sagte und probierten. Fünf Minuten später fragte sie mich: „Wie heißt du, hast du gesagt?“

„Matti.“

„Ah, gut.“

Immer alles sehr schnell bei ihr. Wenn ihr ein Schritt gezeigt wurde, konnte sie ihn gleich.

Wahrscheinlich schon öfters bei Anfängertanzkursen gewesen, um dort Männer kennen zu lernen. Tanzte sie ihn aber länger, machte sie Fehler, vor allem, wenn sie auf meine Führung hören sollte. Das nun, weil sie nicht gern folgte. Wenn man ihr eine Ohrfeige gegeben, sie im scharfen Kommandoton angesprochen und ihr dann einen Schlag auf eine Schulter versetzt hätte, der sie in die gewünschte Richtung katapultiert hätte, hätte sie einer Führung vielleicht nachgegeben. Ich bin mir sicher, Egon hätte ihr mit einem energischen Schnalzen seiner Schuhverkäuferlippen Respekt eingejagt. Auf sanften Fersendruck aber reagierte sie nicht. Wenn sich die Vortänzerin Zeit nahm, um einen Schritt noch einmal zu erklären, oder wenn eine zweite Platte aufgelegt wurde, die uns Gelegenheit geben sollte, den Schritt weiter zu üben, stieß Diana einen grollenden Laut aus, in dem ihre Ungeduld hörbar wurde. Sie konnte schon alles, obwohl sie es natürlich nicht konnte. Sollte ein neues Lied aufgelegt werden und verzögerte sich das Aufklingen der Musik um wenige Sekunden, murrte Diana: „Soll ich morgen noch da stehen?“ Es war in dieser ersten Stunde, in der ich mich entschloss, etwas mit ihr anzufangen. Vielleicht hatte es etwas mit Jule zu tun. Wahrscheinlich sogar. Es ist ein bisschen schwer zu erklären, was mich dazu bewegte, zu diesem „Projekt“, gewissermaßen. Ebenso schwer wie es zu erklären war, dass ich sterben wollte. Vielleicht hatte das eine ja mit dem anderen zu tun. Das Parfüm konnte es nicht sein. Es war etwas eher Scharfes Altjüngferliches. Der dicke Ring an ihrem rechten Zeigefinger war es auch nicht – was immer er bedeutete. So was wie Diana war normalerweise verheiratet und hatte zwei Söhne, die was darstellten, und das nur, weil es sich einfach so gehörte, dass man das geschafft hatte. Einerseits war da der Busen, dieser Teil zwischen den Brüsten, der wirklich hübsch war, und ebenso die Gegend um die Schlüsselbeine. Dann gab es etwas in ihrem Lächeln, das mir gefiel. Sie hatte eine Lachgrimasse, die schrecklich war. Aber dahinter war etwas, das man mögen konnte. Dann ihr normales Gesicht, etwas Strenges, das sich Jahrzehnte lang eingeschliffen hatte, entweder durch die Zeit, in der sie einen Ehemann solange diszipliniert hatte, bis der nur mehr das Kotzen kriegte, sobald sie nur durch die Tür kam. Oder es waren junge Helferinnen in dem Betrieb, in dem sie das Regiment führte. Die kriegten, seitdem sie Diana unterstellt waren, Bauchweh und Menstruationsbeschwerden und Migräneanfälle und waren dauernd krank, weil ihr Immunsystem schlapp machte. Und das alles nur, weil ihnen Diana auf der Pelle saß, dieses bösartige Virus von Chefin. Immer pünktlich, immer genau, immer gut angezogen und mit missbilligender Miene. So hatte sie es sicherlich schon über Generationen getrieben. Hoppla hopp, schnell, schnell, nicht trödeln, zack zack, und bitte kein Herumgeheule. Irgendwie gefiel mir das. Sie war eben so. Man musste sie nicht lieben. Gemocht werden war doch was für Schlappschwänze. Und wenn sie dann doch einmal heulte, dann höchstens einmal im Leben, und nur aus Wut, zum vierzigsten Dienstjubiläum, und das höchstens, weil der Chef sie getadelt hatte ... ganz verstohlen wurden dann die Augen ein bisschen feucht wie eine Fensterscheibe, die sich beschlägt. Was – sie, dieses Monster, drückte eine Träne raus? Nein, rasch wieder weg damit, das konnte nicht sein.

So war auch Jule gewesen. Sehr schnell erregbar. Schon bei unserem ersten Treffen, während wir auf unser Essen warteten, erzählte sie etwas und schlug dabei immer wieder zur Betonung ihrer Worte mit der flachen Hand auf den Tisch. Es war die merkwürdigste Bewegung. Es knallt ziemlich laut, und der Tisch wurde davon erschüttert, was sie selbst gar nicht zu merken schien. Es war so, als würde einem eine Wespe dauernd ums Ohr sausen und einen dabei bedrohen, als wollte sie in den Hörgang schlüpfen. Bumm! Ging es und Bumm! Und dabei erklärte sie nur, was für Pfeifen ihre Kolleginnen waren und was für ein Dinosaurier der Schulrat und welches Arschloch ihre Chefin. Bumm! Bumm! Und ich fand sie zum Anbeißen süß, obwohl sie eher ein herber Typ war wie Diana. Ein regelmäßiges Gesicht, kleine, dicht umwimperte Augen. Volle Lippen, und ein zarter Körper mit schimmernder Haut.

Auch Diana war dünn, etwas Elfenhaftes, was für eine Sechzigjährige gar nicht so leicht ist. Es machte mich neugierig, herauszufinden, wie das nackt aussah. Wie es sich nackt anfühlte. Würde es erbärmlich sein oder elegant? Wie würde es präsentiert werden, wenn überhaupt? Was konnte das überhaupt für Sexualität sein? Sicherlich etwas sehr Scharfes, Forderndes. Nicht auszudenken, wenn man da schlapp machte! Oder gar nicht erst auf Touren kam!! Wenn sie selbst nicht auf Touren kommen würde, wäre sie furchtbar frustriert und würde sofort aufgeben. Und wenn man als Partner nicht gleich bereit war, käme da ein strafender Blick? He he, nicht auszudenken, was da auf einen zu rollte ... Es war lustig, konnte aber auch ordentlich ins Auge gehen. Man endete als Schlappschwanz, was ja wohl das niedrigste ist, das einem Mann passieren kann. So ein australisches Gürteltier werden, das mit seinem Panzer herum lief und den Schlappschwanz hinter sich her zog. Oder war das ein Säuger aus Neuguinea?

War das jetzt Galgenhumor? Oder was war es die Begegnung mit Diana, die mich plötzlich aus der Midlifecrisis riss, da ich begriff, dass es danach weiter geht? Irgendetwas brach die Ödnis der Tage und die Starre. Irgendeine Hoffnung, etwas zu verstehen vielleicht, etwas, das mit Jule zu tun hatte. Oder mit anderen Frauen, die sehr jung waren und fruchtbar. Und doch würde alles ganz anders sein als mit Jule und ihrem sonnengelben Wohnwagen, die davon träumte, kleine Babys zu machen. Wenn ich nur an ihre verliebten Zettelchen dachte: Spermien, die auf ein Herz zu schwammen. Ich liebe dich, hatte sie darunter geschrieben. Auch nicht schlecht.

Das war im Fall ihrer doppelt so alten Zwillingsschwester Diana wohl anders. Eines verband die beiden, das spürte man: Der Stolz auf ihren eigenen Körper. Jule hatte mit Dreißig einen perfekten Body, wie man so sagt. Aber der Stolz bezog sich gar nicht auf diese Perfektion, wie ich jetzt erkannte, sondern der blieb auch, wenn dieser Body doppelt so alt geworden war, er war eine Konstante: Der Stolz, auch noch als Achtzigjährige wie eine Zwanzigjährige auszusehen, zumindest in der eigenen Vorstellung. Ob man nun jung war oder alt. Wurde man alt, kam der Stolz dazu, sich eine jüngeren Mann wie mich aufzureißen, weil man besser aussah als viele Jüngere. Weil er ahnte, dass ihm hier etwas geboten werden würde. Beim Tango, hörten wir eben, geht es nicht darum, möglichst viele Tanzschritte abzuspulen. Es geht darum, sich zu bewegen wie ein Mensch mit vier Beinen, und das voller Genuss. Okay. Mein Blick traf die Vortänzerin, die mit den Augen rollte und auf Diana schaute. Wahrscheinlich kannte sie die. Alle Menschen würden Diana bald kennen, egal, wo sie sich aufhielt. Manche würden sie schätzen, da sie zweifellos tüchtig war. Das spürte man. Und die meisten würden mit den Augen rollen. Warum eigentlich? Weil sie das war, was man eine Zicke nennt. Was aber ist das? Zum Widerspruch geneigt, immer wieder aufbegehrend, mit nichts zufrieden zu stellen ... Dieses Dürre: Hatte das etwas mit einer Krankheit zu tun, oder war Hungerhaken Diana das Ergebnis langer Bemühung? Fragen über Fragen. War sie wirklich eine dieser unerträglichen Zicken, die sich im Rentenalter mit vierzig Jahre jüngeren Frauen messen wollen und sich ihren Altersbauch mit Ingrim weg hungern, dabei unausstehlich werden, aber immer noch ganz ansehnlich aussehend? Was sind das eigentlich für Menschen, die alles dafür tun würden, nur, damit der Bauch weggeht und sie dann womöglich mit zu kurzem T-Shirt durch die Fußgängerzone schlendern können? All das nur – und das ist das Merkwürdigste - damit man keinen Arsch mehr in der Hose hat – und bezahlt das Ergebnis doch damit, in seinem Verhalten dann viel zu viel Arsch in der Hose zu haben, unerträglich zu werden. Wahrscheinlich ist das ein Naturgesetz, fast logisch: Was unten an Muskeln und Fett weg schmilzt, schlägt sich als nackte Arroganz aufs Gemüt. Merkwürdige Metapher übrigens: Arsch in der Hose – soll das denn für den Menschen an sich, wie Immanuel Kant es ausdrückte, wirklich was Erstrebenswertes sein? Er hat keinen Arsch in der Hose, sagen Menschen gerne vorwurfsvoll, wenn einer anders entschieden hat als sie es wollten - schrecklich übergewichtige Leute, vermute ich, die durchaus einen Arsch in der Hose hatten. Jetzt aber genug davon.

Am zweiten Abend komme ich kleidungsmäßig in Schön, und Diana leger – eine Umkehrung des ersten Abends, als ich etwas verschwitzt in T-Shirt und Jeans die parfümierte, gelackt wirkende Diana über die Tanzfläche führte. Auch in Leger ist Diana geschmackssicher mit einem weißen Kurzkragenhemd (aufgestellter Kragen!) und einem rot leuchtenden, an den Ärmeln umgeknüpften Pulli. Sie sieht mich fröhlich an und ist auch fröhlich. Heute kann man sie führen, und sie will sich führen lassen. Was heute noch anders ist: Sie geht auf Körperkontakt. Tango kommt ja schließlich aus dem Lateinischen und tangere heißt berühren. Ihre Direktheit kommt klar zur Geltung. Sie stellt heute Fragen, ist einfühlsam und geradlinig. Sie scheint es gewohnt, zu leben wie ein Messer in Butter, kommt sehr rasch und in aller Schärfe zum Ziel. Ja, sie ist Führungskraft im Büro und freut sich heute diebisch, weil sie den Chef geärgert hat. Sie wirkt so jung, dass ein Tanzkollege sie fragt, ob „ihr Mann“ – das bin ich – bei den Symphonikern ist. Er glaubt mich zu erkennen, wahrscheinlich von irgendeiner Lesung. Diana schaut irgendwie merkwürdig, als sie diese Anmutung hört, ich könne ihr „Mann“ sein. Ist es auch eine Zumutung? Mein Seitenblick trifft auf ein hübsches Lächeln. Eigentlich eher nicht, denke ich. Wo sie sich das erste Mal nach dem Ende der Tanzstunde rasch von mir verabschiedet hat, bleibt sie heute stehen, während ich zur Garderobe hinab steige, um den Mantel zu holen und legt Lippenstift auf.

„Wirst du abgeholt?“

„Nö.“

„Wo steht dein Wagen?“

„In der Tiefgarage.“

„Dann gehe ich ein Stück Wegs mit“, schlage ich vor.

Auf der Straße hopst sie im Reden auf meine linke Seite, um mir ihre rechte Seite zu zeigen. Das hat was vom sich bereits darauf einstellen, dass man als Paar auftritt. Sie weiß, was sie will, und wenn sie nicht rechts von mir gehen will, dann wird sie von nun an eben immer links gehen, egal, was ich davon halte. Ich stelle mir vor, wenn ich mit ihr schlafe, wie sie mir Anweisungen gibt: „Nein, nicht so – so.“ Und sie wird Recht haben, sie weiß, was gut ist. Sie erkennt Qualitäten und schätzt sie. Es ist merkwürdig, in ihr Eigenschaften zu bemerken und festzustellen, dass man Handlungsweisen vorhersagen kann. Beziehungsweise ist es merkwürdig, sich vorzustellen, dass es Handlungsweisen geben könnte, die mit ihren Gesten in Verbindung stehen könnten.

„Hier verlasse ich dich“, sage ich nach einem hitzigen Gespräch über den Schmarren, den wir in der Tanzschule machen, die grässliche Julio-Inglesias-Musik, und dass der Tango argentino doch ein leidenschaftlicher Tanz sei, und das wolle sie lernen. Sie wird sich erkundigen, wo das in der Stadt gegeben wird. Die unausgesprochene Frage: Wenn ich dorthin gehe, gehst du mit? Ich merke, dass sie mir emotional näher gekommen ist, dass sie über mich nachgedacht hat. Sie hat sich auf den heutigen Abend gefreut, wollte mich sehen, das spürt man. Jetzt, wo sie mich in dunklen, scharf geschnittenen Kleidern sieht, gefalle ich ihr mehr. Es ist ein grausamer Spaß, sie an der Kreuzung stehen zu lassen und mich nicht umzuwenden und zu winken. Als ich es doch tue, bemerkt sie mich wohl absichtlich nicht. Ist stolz, zu stolz, von mir so behandelt zu werden. Irgendwas ist da in ihr, das will sich mit mir austoben.

Es dauerte nur mehr einige Tage, und Diana und ich kannten einander nackt. Es war eigentlich ziemlich einfach. Ich hatte keinen Plan und zeigte keine Initiative, und wenn es nach mir gegangen wäre, hätte es diese Entwicklung nicht gegeben. Nachträglich vermute ich, dass ich es gewohnt war, mir von Frauen wie Jule den Ton angeben zu lassen, und da ich Diana als einen Abkömmling vom selben Stern empfand, konnte auch sie mich herumkommandieren, und dazu hatte sie Lust.

Sie hatte mich zielstrebig ausfindig gemacht. Das Mobilnetz hatte ihr hier nicht weiterhelfen können, aber das Internet wurde uns zum Kuppler. Sie war auf meiner

Webseite gelandet, die ich eigentlich nur unterhalte, um auf mein Übersetzerbüro aufmerksam zu machen und um als Autor nicht völlig vergessen zu werden. Es ist zwar ziemlich peinlich, eine Liste seiner veröffentlichten Werke auf seiner eigenen Webseite aufzunehmen, peinlicher als auf Wikipedia eine unvollständige Werkschau, die ein unbekannter Autor erstellt hat, zu ergänzen und alle die vergessenswerten Dinge, die vielleicht aus gutem Grunde weggelassen wurden, wieder aufzuführen. Dinge wie: Im Jahre soundso gab es nichts Besonderes im Leben des Matti Mayr. Oder: Als Fünfjähriger klemmte er sich einen Finger in der Autotür ein. Aua, das tat weh!

Bei Diana gab es im Schlafzimmer dunkelrote Brokatvorhänge, Seide und wirklich niedliche, schlafende Stoffbären, die sehr gut in ein Kinderzimmer gepasst hätten. Das Kinderzimmer eines steinreichen Mädchens mit völlig bescheuerten Eltern, die dafür Geld ausgeben, diese Bären zu kaufen. Auf einem Regal saßen die Bärchen, von denen jeder mindestens 500 Euro gekostet hatte, also nebeneinander wie eine Schulklasse und blickten konzentriert auf das gegenüber liegende Fenster. Nachts lag auf dem Schwanz einer Katze mit blauschwarzem Fell, und erst als sie den Schwanz nonchalant einzog, merkte ich, dass sie überhaupt lebte. Eine sehr geduldige, leidfähige Katze. Es gab insgesamt drei Katzen bei Diana, die es gewohnt waren, mit ihr im Bett zu schlafen, eine Seelenverwandtschaft offenbar.

Ich kam am Nachmittag zu der Adresse, die sie mir genannt hatte. Ich parkte den Wagen und trat dann, wie sie mir gesagt hatte, unaufgefordert in den Garten, um sie zu suchen. Wenn ich das Wort Garten verwende, ist das nicht ganz richtig. Es war eher ein Park, der sich hinter ihrem schlossartigen Anwesen erstreckte. Sie lag unten am Ende eines Hangs auf der Veranda eines Gartenhauses, die sich bis ein Schwimmbecken erstreckte. Sie war reglos und nackt wie eine Tote in einem Krimi, bei dem es um Sex geht. Und es war auch so eine entrückte Umgebung von Superreichen, die entweder schwer geerbt oder schwer gearbeitet haben. Ich merkte nun, dass Diana Millionärin war und staunte. Später habe ich erfahren, dass sie Vorstandsvorsitzende eines bekannten Firmen-konglomerats war. Ihr „Chef“ war der Aufsichtsratschef, der eigentlich nichts zu sagen hatte. Was Größeres zum ärgern hatte Diana in diesem Lebensstadium nicht mehr.

Den Hang hinab schritt man auf einem mit Kies belegten Pfad, der von Bachstrudeln ummurmelt war. Es war eine Oase der Stille da unten, da hinter dem Zaun ein großer Flecken unberührte Natur lag, ein Flecken von einer Größe, wie man sie in Deutschland eher selten sieht. Wahrscheinlich gehörte das Grundstück Diana. Überall duftete es nach Blumen, die Mehrzahl exotisch, mit scharfem, süßlichem Geruch. Die Sonne schien, und Diana lag schwitzend auf der Matte. Sie hatte fast geschlafen, und als sie sich umdrehte, zog sie nachlässig ein Handtuch über die Vorderseite ihres Körpers und blinzelte mich an. Ich trug Badehose und T-Shirt, so heiß war es. Jetzt zog ich das T-Shirt aus, aber die Badehose ließ ich an. Ich hechtete in den Pool, und es spritzte stark. Ich legte mich auf den Rücken und starrte in den hellblauen, fast weißen Himmel. Ich merkte, dass Diana aufgestanden war, und dass sie unbekleidet war. Ich schaute zu der Hecke hin, in der man das Klappern einer Gartenschere hörte. Sie riss die Augen auf und lachte: „Was denn? Der?“

„Stört dich das nicht?“ fragte ich. Es war angenehm kühl im Wasser.

Sie hob die Schultern und verschränkte dann die Arme.

„Der steht jetzt hinter einem Baum, und wer weiß, was der macht“, sagte ich.

Sie, als hätte sie noch nie darüber nachgedacht: „Glaube ich nicht.“ Dann, spielerisch resignierend: „Gut, wenn es ihn interessiert ...“

Ich paddelte im Wasser. Sie beobachtete mich dabei, und dann fragte sie: „Wäre es nicht schöner, die Badehose auszuziehen?“

Später aßen wir in einem Speisesaal. Es war kein Personal zu sehen, aber freilich war

alles vorgekocht. Diana musste nur ein paar Knöpfe drücken, und dann drehte sie sich um, kam in ihrer weißen Robe auf mich zu, riss die Augen auf, als schäme sie sich und küsste mich auf den Mund. Es war eintrockener Mund, aber nicht unintelligent. Ähnlich wie Jule, aber ein bisschen schmallippig und durstig. Auch die Aufregung, die sie sichtlich unterdrückte, mochte hier mitspielen. So routiniert war sie nicht, um dieses Kennenlernen jetzt einfach abzuziehen, als wäre nichts dabei. Ich fühlte mich etwas beklommen, als mich dieser alte Mund küsste, der faulig und staubig schmeckte.

Ich ließ sie los und fragte: „Was jetzt?“

„Jetzt essen wir.“

Ich half ihr, alles zu tragen. Der Tisch war schon gedeckt. Ich habe vergessen, was es zu essen gab. Es war nicht schlecht, irgendein Fisch, der so geschnitten war wie ein Butterkringel und orange. Und dazu aßen wir Kartoffelkroketten, glaube ich. Und tranken Weißwein. Gemüse war auch da. Gut, lassen wir das.

Nach dem Mahl ließen wir alles stehen – „das macht dann Frau X.“

Die Treppe hoch gingen wir dann aber immerhin mit eigenen Füßen. Dianas persönlicher Gebäudeflügel war in Dunkelrot und Weiß gehalten. Ein Schwimmbad als Badewanne, eine Spiegelwand davor. Während ich mir mit einer automatischen Zahnbürste – die zweite meines Lebens, aber ich fand den Druckknopf für die Bedienung sofort und ohne Hilfe – die Zähne reinigte, stellte sie sich neben mich. Ich trug meine knallrote Badehose. Wir verständigten uns mit den Blicken, und dabei trat sie hinter mich und spielte mit der Haftschnur der Badehose. Ich las in ihrem Gesicht, dass sie über unseren Altersunterschied nachdachte. Es war ein Augenblick, in dem man begriff, was die Farben, mit denen das Badezimmer gestaltet war, für sie bedeuteten. Weiß war die Haut, und Rot das Blut. Es war ein Augenblick, in dem man sich vorstellen konnte, wie ein Dolchstoß in der Haut der Badezimmerwand eine Ritze schafft und Blut hervor quillt. In dem Bad wäre es wegen seiner modernen rot verschmierten Gemälde gar nicht einmal aufgefallen, wenn die Architektur geblutet hätte. Ich drehte den Wasserhahn auf und es kam Wasser raus. Danach stand ich in einem der Ankleidezimmer. Sie hatte ein Ankleidezimmer, einen begehbaren Schrank und ein Arbeitszimmer/Lesezimmer/Musikzimmer/Museum, das Wohnzimmercharakter hatte. Es hingen hier alle möglichen Geigen in lufttemperierten Glasschränken.

„Spielst du Geige?“ rief ich.

„Hab einige Stunden genommen“, tönte es zurück. Das Haus war sehr groß. Was machte sie dort, einige Räume weiter? Stopfte sie sich gerade irgendwas irgendwo rein?

Die einzige Unordnung in dem Raum war eine Kiste, die neben einem Sekretär auf dem Boden stand. Ihr Inhalt: Alle meine Bücher, sogar alle Veröffentlichungen, dazu ein auf gelbem Notizblockpapier handschriftlich notiertes: „Sehr geehrte Frau Y., hier sind alle Publikationen Herrn Mayrs, nach denen Sie gefragt hatten.“

Ich merkte, dass Diana plötzlich neben mir stand und drehte mich um: „Hast du das alles auch gelesen?“

„Ich informiere mich immer vorher über Menschen, mit denen ich zu tun habe“, sagte sie ausweichend.

„Ob du was davon gelesen hast?“

„Ich habe es lesen lassen“, gab sie zur Antwort, „und habe mir sagen lassen, dass es sehr gut ist. Stilistisch und inhaltlich. Ich habe auch gehört, dass du einige Literaturpreise bekommen hast, was wichtig ist, denke ich.“

„Ja, sehr wichtig“, meinte ich.

„Tja“, gab sie zur Antwort.

Man musste das Anwesen gesehen haben, um zu verstehen, warum sie jetzt so gelassen mit mir umging. Ein anderer hätte gesagt: Matti, du bist ein Genie. Oder: Lassen wir das, ich scheiß auf Literatur. Was auch immer. Aber sie fühlte nicht den Drang, sich irgendwie zu rechtfertigen.

„Es ist okay, sich über Menschen zu informieren“, sagte ich, „aber ich weiß nicht, irgendwie ich das alles hier zu viel für mich. Und dieser Luxus, dieses ganze ...“ Während ich das sagte, blickte ich mich im Raum um und meine Augen hefteten sich zuletzt an ihrem Kopf fest. Da ich bedeutend größer als sie war, blickte ich ihr oben auf die Haare und sah, dass die Kopfhaut durchschien. Es waren wohl immer schon sehr dünne Haare gewesen, aber in letzter Zeit mussten sie auch weniger geworden sein. Was unangenehm für jeden Menschen ist, ob Mann oder Frau, meine ich.

Zuerst ließ sie es zu, dass ihr von oben auf den Kopf geguckt wurde, dann aber wurde mein Blick zum Stachel, unter dem sie sich gewunden hätte, wenn er nicht ohnehin zu tanzen begonnen hätte, und dann abgeglitten und draußen auf den Stapel meiner Bücher zur Ruhe gekommen wäre.

„Es hat was mit Privatsphäre zu tun“, sagte ich schließlich hilflos, fast entschuldigend. Als ich ihr wieder in die Augen sah, merkte ich, dass ihr Gesicht verschlossen war, und hart wirkte, fast brutal. „Was ist los“, sagte sie, „gefällt es dir hier nicht?“

„Nein, ich ...“ begann ich ausweichend.

„Ich weiß, was du denkst“, stieß sie hervor.

„Was denke ich?“

Sie ließ mich abrupt los und verließ den Raum. Ich hörte, dass sie in das Bärchenzimmer ging und sich dort auf das Bett warf. Ich lauschte auf irgendwas, ein Atmen oder ein Keuchen, aber es war dort völlig still. Ich konnte keinen Ton vernehmen, und stand ebenso da, mit angehaltenem Atem, in Badehose, vor dem Spiegel.

Wir hatten uns beim ersten Mal in meiner Stammkneipe getroffen, hatten im Hinterhof inmitten von Lehrern und Studenten gesessen und etwas Asiatisches gegessen, das sie sehr lobte. Sie war bei diesem ersten Date außerhalb der Tanzschule wie aus dem Ei gepellt und ich dachte mir: Gut, wenn sie unbedingt etwas mit einem jüngeren Mann anfangen will, ist es nur logisch, dass sie wenigstens besser aussehen möchte als er. Ich wusste zu dem Zeitpunkt immer noch nicht, was sie beruflich machte. Ich stellte mir vor, dass sie es gewohnt war, Menschen zu befehligen, aber wie viele es waren und in welcher Funktion sie das tat, war mir nicht klar. Wieder sah ich Jule vor mir. Was aus ihr werden würde, wenn man sie an einen ähnlichen Platz stellte. Das Unbeherrschte, diese sich in ihr aufstauende Wut, das würde sich transformieren. Man brauchte diese Veranlagung, um sich durchzusetzen. Wer es nicht gewohnt war, innerlich zu kochen, wer nicht zur Rache für erlittene Demütigungen bereit war, brachte es zu nichts. Vielleicht würde es Jule im Leben weit bringen.

Danach gingen Diana und ich zu mir, einer etwas zu groß geratenen Studentenbude mit wenigen Möbeln. Da hingte sie sich über die Lehne eines großen Polsterstuhls und philosophierte mit mir. Als es dunkler wurde, schien ihr scharf geschnittenes, faltiges Gesicht wie ein trauriges Dreieck. Die Augen, die sie sonst zum dominierenden Blick auf riss, waren halb geschlossen. Es war ein heißer Abend, und wir waren beide verschwitzt. Als sie sagte: „Ich bin völlig nass, von oben bis unten“, schlug ich ihr vor, zu duschen.

„Ich weiß nicht, ob ich dazu schon bereit bin“, meinte sie.

„Du kannst nicht duschen? Man stellt sich in die Wanne und dreht den Knopf auf.“

Während sie duschte, setzte ich mich ans Klavier und spielte „Miss You Like Crazy“, weniger wegen des Textes als um herauszufinden, welche Musik sie mochte. Kurz vor Ende tauchte sie nur mit einem schwarzen gehäkelten Slip angetan auf und sagte: „Das war falsch, das habe ich gehört.“

„Es geht nicht darum, ob es richtig oder falsch ist“, gab ich zurück, „Hauptsache, man tut es.“

„Das ist wahr.“

„Jetzt dusche ich“, kündigte ich an, „seifst du mich ein?“

Sie riss ihre Augen auf und verzog den Mund.

Im Bad zog ich mich aus, während sie mich musterte. Da es mühselig war, mich vom Badewannenrand aus einzuseifen, stellte sie sich im Slip ins Bad. Ich hielt den Brausekopf so, dass sie nicht allzu nass wurde, und streichelte ihre Schulter, ihren Rücken. Sie sank auf die Knie und drückte eine Wange gegen meinen Unterschenkel, während ihre glitschigen Hände über meine Haut glitten. Später standen wir eine Weile da, unsere Oberkörper berührten sich leicht und wir küssten einander. Die Zeit verging langsamer, stockte.

Das war eigentlich die ganze Geschichte mit Diana.